

# Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 21, I. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2 1/2 M. — Berlin und Wien, 1. November 1896. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4 1/2 M. XXIII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

## Fenella.

Novelle von A. Noël in Wien.

(2. Fortsetzung.)

**I**n merkwürdig begabtes Geschöpf!" rühmte der Doctor. "Wenn die fünf Sinne hätte, wie andere... Und trotz alledem kann sie's noch mit mancher aufnehmen. So viel Ursprünglichkeit! Das muß man suchen unter allen den heutigen Modepuppen."

"An Urwüchsigkeit dürft ihr allerdings nicht so bald eine nahe kommen!" gestand Robert lächelnd. "Man könnte es beinahe Wildheit nennen." Aber ich entschuldige an ihr gern selbst das, was häßlich aussieht; denn, mein Gott, wer weiß, wie wir wären in ihrem Falle."

"Sehr wahr! Und sie könnte doch einen Mann sehr glücklich machen!" behauptete der Doctor mit Eifer.

"Glücklich?" wiederholte Robert nicht ohne Zweifel im Ton. "Vielleicht! Aber wer wird es mit ihr wagen? Wir Männer, wenn wir an die Gründung eines häuslichen Herdes gehen, verlangen die möglichste Sicherheit. Auf dem Meere der Leidenschaft sind wir ja vorher genug herumgeschleudert worden, nicht wahr? Selbst wenn sie uns das Glück böte, das Glück der Leidenschaft ist immer ein stürmisches, und wir suchen doch den Frieden. Nun vielleicht findet sich ein Muthiger, der diesen Vulkan nicht fürchtet."

Er sagte das leicht hin, mit größerer Gleichgültigkeit, als er in Wahrheit empfand; aber es ärgerte ihn doch,



Alexander Baron von Roberts.  
Nach einer Photographie von J. Baruch, Hof-Photograph, Berlin.  
Siehe Seite 163.

daß Doctor Palm es für nöthig gefunden hatte, ihn derart wegen seiner etwaigen Geneigtheit, über Florentine's Gebrechen hinwegzusehen, auszuholen. Es kam ihm vor, als ob der Doctor aus der von ihm offenbar be-

obachteten Vorliebe Florentine's für ihn, gewissermaßen die Verpflichtung ableite, sich dieser Vorliebe zu opfern? Würde der Alte denn nicht, daß er um Agathe's willen ins Haus kam? Und wenn er schon der Mensch gewesen wäre, ein solches Opfer zu bringen, aus seiner Sonnenhöhe zu dem unglücklichen Stiefkind des Geschicks in seinen tiefen Lebensschatten hinunter zu steigen, galt denn Agathe gar nichts, und wäre es überhaupt möglich gewesen, ihr das anzuthun? Sie freilich ließ ihre Gefühle nicht erkennen, und deshalb nahm niemand darauf Rücksicht; aber er hatte doch eine Ahnung von dem, was in dem jungfräulichen Herzen vorging, und ein Narr hätte er sein müssen, um in seiner Wahl zu schwanken. Florentine konnte sich ja nicht einen Augenblick unsinnigen Hoffnungen hingeben. Nie hatte er ihr etwas anderes gezeigt, als brüderliches Mitgefühl. Doch nahm er sich vor, von nun an noch vorsichtiger zu sein. Er sah ein, daß er ihr nicht zu viel Theilnahme spenden durfte, denn sie war im Stande, jedem guten Wort eine Bedeutung beizulegen, wie einem feierlichen Liebesversprechen. Das war vielleicht nur zu begreiflich! Das bare, blanke Wort galt ihr alles. Den Ton, der das Maß abgibt, wie viel oder wie wenig in einem Wort liegt, den hörte sie ja nicht, und so war es nur zu leicht möglich, daß sie sich über die Tragweite der Worte fortwährend täuschte, weil sie Ton und Ausdruck nicht mit wägen konnte.

Das Beste wäre es wohl gewesen, schon jetzt mit seinem Antrag offen hervor zu treten. Noch konnte er sich aber nicht dazu entschließen. Innerlich war seine Wahl ja entschieden; er war vollkommen davon über-



Vespernde Rumäninnen.  
Nach dem Bilde von Dora Hitz in Berlin. — Siehe Seite 168.



zeugt, daß Agathe die Richtige für ihn sei, die Einzige, mit der er glücklich werden könne, so wie er sich es vorstellte und wünschte. Er wußte auch, daß er nur zu fragen brauchte, um sein Glück in der Hand zu halten, obwohl Agathe seiner Erklärung mit keiner Miene, mit keinem Blick entgegen kam, sondern sich auf das Stumme, scheinbar ahnungslose Abwarten, welches die Sitte den jungen Mädchen der Gesellschaft vorschreibt, beschränkte. Warum zauderte er noch? War vielleicht doch noch ein Rest von Junggesellen-Bähigkeit in ihm, der sich gegen den entscheidenden Schritt sträubte, oder spielte nicht auch das Unbehagen mit, das er bei dem Gedanken daran empfand, was er wohl in Florentine's Augen lesen würde, wenn es einmal so weit wäre? Auf jeden Fall gestand er sich noch eine kurze Frist zu und ließ einige Tage mehr als sonst verstreichen, ehe er wieder hinausfuhr in das Bergdorf, wo die Villa Meerholz lag.

Wegen dieses Zögerns wurde er von Frau Meerholz mit leisem Vorwurf empfangen, dessen Echo er auch in Agathe's Blick las, und im Bedürfnis, sich zu entschuldigen, sagte er dann mehr, als er beabsichtigt hatte: daß er seine schönsten Stunden in der Villa Meerholz verbrachte und sich nirgends glücklicher fühle, und dergleichen. Der warme Blick, der diese Worte begleitete, hätte eigentlich schon als Heirathsantrag gelten können. Es wurde ihm auch sogleich Absolution ertheilt, und Robert saß eben ganz behaglich und glücklich mit Frau Meerholz und Agathe auf der schattigen Veranda, erfüllt von einem Wohlgefühl, das ihm die ganze übrige Welt als gleichgültiges Beiwerk zu dem kleinen Fleck Erde, dem warmen Mittelpunkt seines Herzensinteresses, erscheinen ließ, als vom Garten her ein Schuß fiel. Frau Meerholz fuhr zusammen, Agathe zuckte empor, und Robert fragte erstaunt: „Was ist das?“

„Florentine schießt wahrscheinlich nach Eichhörnchen,“ erklärte Agathe.

„Eichhörnchen sind nämlich ihre Lieblingsthierchen,“ erklärte Frau Meerholz in dem Ton, mit dem sie zu meist von Florentine's Unbegreiflichkeiten sprach.

Da es noch einmal knallte, machte sich Agathe auf die Suche nach ihrer Schwester, und Robert folgte ihr, wie ihr Schatten. Sie beicilten sich nicht sehr, die Stumme aufzusuchen, sondern vergaßen beinahe ihre Absicht beim Umherstreifen in den Aileen. Aber endlich gelangten sie zufällig zu einem kleinen, noch zum Garten gehörigen Wäldchen, das sich den Berg hinanzog und von dem freien Tannenwald oben zwar durch einen hölzernen Gartenzaun abgegrenzt, aber nicht von Natur aus getrennt war. Schon von weitem sahen sie da Florentine unter einem Tannenbaum stehen. Als sie näher kamen, bemerkten sie, daß sie ein Eichhörnchen in den Armen hielt und es mit Küffen bedeckte, dabei unarticulirte Kojelaute murmelnd. Das abgeschossene Gewehr lag neben ihr im Wiesengrunde und bildete einen drastischen Gegenatz zu der Bärtlichkeitsscene.

„Warum tödten Sie das Thier, wenn Sie es lieb haben?“ fragte Robert zwischen Lachen und Aerger, nachdem er die Waffe aufgehoben hatte.

„Eben darum!“ sagte sie dumpf.

„Sie nimmt es ihm übel, daß es sich nicht fangen lassen will!“ meinte Agathe.

„Ein schöner Grund!“ Die Küffe, mit denen die Taubstumme das todte Thierchen überschüttete, ärgerten Robert. Er riß ihr die kleine Thierleiche aus der Hand und warf sie mit kräftigem Schwung über den Zaun in das Wäldchen hinein.

Florentine sah ihn starr an, aber das Schreien und Fußstampfen, das Agathe erwartete, blieb aus.

„Du weißt, daß Du Papa's Gewehr nicht nehmen sollst!“ sagte Agathe vorwurfsvoll.

„Oh, Papa! Papa ist nie böse auf mich!“

„Aber Mama bekommt Kopfschmerzen!“ Natürlich wollte Florentine den Zusammenhang zwischen dem am Ende des Gartens fallenden Schuß und Mama's Kopfschmerzen nicht verstehen. Das waren Dinge, die man sich ausdachte, um sie zu quälen.

Auf dem Rückweg nach dem Hause hing sich Florentine an Robert's Arm und hüpfte lachend neben ihm her, mit der leicht erkennbaren Absicht, Agathe damit zu ärgern. Sie betrug sich überhaupt, wie schon häufig, auch heute wieder, mehrmals in verletzender Weise gegen die Schwester, und als Robert später zufällig einige Augenblicke mit ihr allein war, ergriff er die Gelegenheit, ihr seine Unzufriedenheit darüber anzudeuten.

„Fräulein Agathe ist so gut!“ sagte er vorwurfsvoll. Florentine entriß ihm hastig die Hand, die er gefaßt hatte.

„Gut! Gut!“ murrte sie: „Große Kunst! Sie hat alles, alles! . . . Und ich . . . O Gott! Ich weiß, ich bin wild . . . Niemand mag mich!“ Sie ließ ihren Kopf auf die Tischplatte fallen und fuhr sich mit beiden Händen in das Haar. Robert überkam wieder das

Mitleid mit ihrer Verzweiflung, er hob ihren Kopf in die Höhe und sagte tröstend: „Doch! Doch!“

Da verwandelte sich ihr unglückliches Gesicht so zauberhaft, daß er erschrocken ihr Sinn los ließ und zurücktrat. Hatte er schon wieder einmal seine Vorsätze vergessen?

„Ich — will — auch — gut — sein!“ sagte sie treuherzig, wie ein gescholtenees und bereuendes Kind, und als Agathe nun zurückkam, fand sie Florentine, die heute so besonders unliebenswürdig gewesen war, ganz verwandelt. Florentine ließ sich keine Mühe verdrießen, Robert zu zeigen, daß sie auch gut sein könne. Es kam ein wenig gezwungen heraus, stand ihr aber allerliebste. Agathe schien sehr gut zu wissen, wem zu lieb Florentine so die Sammetpfötchen zeigte, und die plötzliche Freundlichkeit der Taubstummen berührte sie heimlich. Robert ertappte sich, als er die Veränderung in Florentine's Wesen sah, auf einem stolzen Machtgefühl. Er würde sie schon erziehen, diese Halbwilde . . . Da fiel es ihm ein: Ja, er brauchte nur zu wollen, um dieses arme Geschöpf wie an einem Faden zu lenken. Aber dieser Faden verknüpfte ihn dann auch mit ihr und hielt ihn ebenso gut fest, wie sie. Es war doch besser, wenn er seine Vändigergeleüste unterdrückte.

Während der Vespermahlzeit begann es zu regnen, und da man also nicht spazieren gehen konnte, schlug Frau Meerholz ein wenig Musik vor: Die jungen Leute waren einverstanden. Beide fühlten sich nie wohler, als wenn sie am Klavier neben einander saßen, und schon lag das Pastorale aufgeschlagen auf dem Pult. Unerwarteter Weise verschwand Florentine nicht, wie sonst, sobald sie sich an den Flügel setzten, sondern rückte sich einen niederen Fauteuil neben Robert und verharrete so, den Blick auf die kräftigen Hände des jungen Mannes gerichtet und das Spiel der Finger verfolgend. Mit einer Hand das Holz des Klaviers berührend, fühlte sie dessen Vibration mit und hatte so einen gewissen Antheil an dem Vorgang. Als Frau Meerholz sah, daß Florentine im Zimmer blieb, verschwand sie selbst mit leisen Schritten. Die Stumme genügte vollkommen als Wächter. Aber allmählich zog diese die Hand vom Klaviere fort, und auch ihre Blicke ließen von der Beobachtung der musizierenden Hände ab. Sie stemmte den Arm auf die Lehne des Fauteuils, stützte den Kopf mit der Hand und saß in dieser Stellung lange in sich versunken da, daß ein Fremder gemeint hätte, das Anhören der Beethoven'schen Symphonie versehe sie in einen Zustand traumhafter Erstarrung. Obgleich Robert sich mit ganzer Seele dem Spiel und der angenehmen Nähe seiner Nachbarin zur Rechten hingab, vergaß er doch auch die links von ihm Sitzende nicht völlig. Ihre unbewegliche Haltung erfüllte ihn mit geheimer Unruhe. Er konnte ihr dunkel nachfühlen, was in ihr vorging, und nach dem stürmischen Gewitter des zweiten Tages wandte er sich zu ihr, um ihr ein paar freundliche Worte zu sagen. Aber der Fauteuil an seiner Seite war leer. Er sagte nichts, und sie spielten weiter. Nachdem sie das Pastorale beendet hatten, machten sie eine Pause, während sie sich über die Empfindungen aussprachen, die die Symphonie in ihnen erregte, und eben suchten sie nach etwas anderem, um ihr Spiel fortzusetzen, als Anna, das Hausmädchen, kam, um Frau Meerholz zu suchen. Es sei jemand da, der sie zu sprechen wünsche. Agathe meinte, Anna solle die Mama lieber nicht aufsuchen, sie wolle selbst sehen, was es gäbe. Sie entschuldigte sich also bei Robert für einen Augenblick und verließ das Zimmer.

Robert benützte die Unterbrechung, um auf die Veranda hinauszutreten. Draußen verschwamm alles in einem silbergrauen Schleier. Leise, aber unaufhörlich rieselte der Regen nieder. Auf dem blechbedeckten Dach der Veranda klopfte es eintönig, und von den überhängenden Weinranken strömte der Ueberfluß zur Erde. Gerade unter einer solchen Ranke stand Florentine; die Arme auf der nassen Brüstung, starrte sie hinaus in den Regen. Langsam fiel ein Tropfen nach dem anderen von einem triefenden Weinblatt auf ihr Haar und auf ihre Schultern, ohne daß sie es beachtet hätte. Denn auch aus ihren Augen rann langsam Tropfen um Tropfen über ihre blassen Wangen, die sie hin und wieder mit ihrem zerdrückten Taschentuch abtrocknete, wobei ihr Mund von verhaltenem Weh schmerzlich zuckte.

Robert trat zu ihr, strich ihr leise mit der Hand über das nasse Haar und zog sie ein wenig zurück aus dem Bereich des Regens. Sie fuhr mit einem wilden Blick herum, aber als er nochmals ihr Haar streichelte, gab sie den Trost auf, zog seine Hand von ihrem Kopf herunter und drückte mit einem dumpfen, unverständlichen Murren ihre Wange gegen seinen Ärmel. Auch ohne Worte verstand Robert diesen stammelnden

Schnuchtslaut. Es drängte ihn, sie in seine Arme zu nehmen, und, — da Worte nichts galten, — ihr heißes Weh, ihr Trostbedürfnis durch Liebkosung zu stillen. Aber er hütete sich wohl, das zu thun. Er konnte ihr doch einmal nicht helfen, — warum kümmerte er sich überhaupt um sie? Damit machte er es nur schlimmer. Die schwächliche Gutmüthigkeit verursacht oft mehr Schaden, als die Herzenshärte. So ließ er sie stehen in ihrem stummen Leid; an den feuchten Holzbalken gelehnt, um so verzweiflungsvoller, als das erquickende Niesel von oben und die köstliche Frische der abgekühlten Luft nach der erschöpfenden Hitze des Tages neue Lebenslust durch alle Adern sandte. Auch er empfand die Erfrischung, aber anders, so, wie der sie fühlt, dem nicht jede erhöhte Lebensregung zugleich das Bleigewicht des Unabänderlichen doppelt deutlich zum Bewußtsein bringt.

Auf einmal wurde es hell drinnen. Man hatte in dem dämmerigen Raum die Klavierlampen angezündet, deren Schein gelb hinausfiel in die hellgraue Regen-Atmosphäre. Agathe's lichte Gestalt erschien in der Thüre; Robert wandte sich zu ihr und trat in den Garten-Salon zurück. Von der Schwelle aus sah er Florentine über die kleine Veranda-Treppe in den Regen hinauslaufen.

„Das macht sie immer!“ sagte Agathe. „Ich weiß nicht, was für ein Vergnügen das ist, so tropfnah zu werden!“

Sie rief Anna und beorderte sie, Florentine mit dem Summi-Mantel und einem Regenschirm zu folgen, damit sie sich nicht etwa erkälte. Dann begab sie sich zum Klavier zurück.

„Die Musik stimmt sie natürlich trüb!“ sagte Robert.

„Ich glaube, sie hat — geweint!“

„Geweint?“ rief Agathe kopfschüttelnd. „Sie müssen sich irren, — Florentine weint nie. Wenigstens kann sich niemand erinnern, es gesehen zu haben, — seit der Kinderzeit, natürlich.“

Eine leichte Härte lag in ihrem Ton, die Robert nicht entging. Er nahm sie ihr aber nicht übel, vielmehr bereitete es ihm eine Art Genugthuung, daß der sanfte Engel doch auch soweit Weib war, die leise Eifersucht nicht ganz bemeistern zu können, die sich ihrer bemächtigte, so oft er sich mit Florentine beschäftigte.

Einige Tage nachher sagte ihm die Hofrätin, sie finde es an der Zeit, daß er seinen Antrag stelle. Sie habe ihn bei Meerholz eingeführt und fühle sich für ihn verantwortlich. Wenn er sich jetzt über seine Gefühle noch nicht klar sei, möge er sich einfach zurückziehen. Robert gestand ihr gern zu, daß er seine Erklärung nicht länger verschieben könne, und sie kamen überein, daß sie am nächsten Sonntag, wo er bei Meerholz zu Tisch geladen war, mit einander hinausfahren wollten, und während Robert selbst sich Agathe's Jawort sichere, solle die Hofrätin die Sache mit den Eltern ins Reine bringen. So durfte er hoffen, den Nachmittag schon als glücklicher Bräutigam zu verleben.

Als sie aber am Sonntag in der Villa anliefen, fanden sie dort nur die Hausfrau. Agathe, nicht ahnend, welche Wichtigkeit der Tag für sie haben sollte, war des Morgens mit dem Papa in die Stadt gefahren, um einige Einkäufe zu besorgen, und kehrte erst mit dem nächsten Zuge zurück. Florentine befand sich im Obstgarten, meinte Frau Meerholz. Vielleicht wolle der Herr Doctor sie aufsuchen, um sich die Zeit vor Tisch zu vertreiben. Mit einem vielsagenden Blick auf die Hofrätin entschloß sich Robert, die Damen zu verlassen.

Träumerisch strich er in den mittagsstillen Laubgängen einher. Die heiße Mittagssonne brütete auf allen Wegen. Gesurr und Gesumme durchzog die Luft. Weiße Schmetterlinge verfolgten einander von Beet zu Beet. Tropischer Blumenduft wallte von allen Seiten auf, und Robert's Herz schlug unruhig in der Brust. Unbestimmte Sehnsucht und Ungebuld schwoll in ihm.

Von nebelhaften Zukunftsbildern umgaukelt, gerieth er von einer Allee in die andere, irrte von Bosquet zu Bosquet, planlos, wie einer jener Schmetterlinge, die den Gefährten suchen. Zuletzt hatte er den Garten umkreist und befand sich in dem an der Bergseite gelegenen Theil, wo auf einer großen, wilden Wiese dicht am Berghang viele verstreute Obstbäume der verschiedensten Art standen, schwächliche Pflaumenbäume mit noch kaum vom Blättergrün unterscheidbaren Früchtchen, hohe Birnbäume mit reicher, aber noch schwach gefärbter Fruchtladung, knorrige Apfelbäume, die ihre Aeste weit ausstreckten und so viele unreife Früchte, wahre Frucht-Quirlen, trugen, daß sie schon hatten gestürzt werden müssen, schattige Nußbäume und alte, herrliche Kirschbäume. Als Robert unter einem von diesen, der fast mitten in der Wiese stand und seine Aeste nach allen Seiten aus-



breitete, wie ein Herrscher, vorübergehend, traf ihn ein Wurf ziemlich hart an der Stirne. Er blickte auf. Einige Kirschchen, durch Blätter und ein Astendchen verbunden, hatten ihn gestreift. Als er sich bückte, um sie aufzuheben, gewahrte er eine Leiter, die gegen den Stamm des Baumes gelehnt war, und zu Füßen der Leiter im üppigen Grase zwei kleine, etwas ausgetretene und abgeschabte, aber noch immer äußerst niedliche Schuhe, wahre Kinderschuhe. Oben in den Zweigen lichter es, und ein Rascheln wurde vernehmlich. Auch sah er etwas Rothes schimmern; er wußte nun, wer oben war, und es fiel ihm ein, wie er Florentine zuletzt gesehen hatte, ein Bild des Leids, auf der dämmerigen Veranda trostlos in den Regenschleier hinausstarrend. Da war ihm nun ihr bleiches Gesicht nachgegangen, mit stillem Vorwurf Tag und Nacht, und als er wiederkam, sah er sie, wie ein Aeffchen, in der Gabelung eines Baumes hocken und mit Behagen von den süßen reifen Früchten schmausen. Es war eben jetzt kein trüber Regenabend, sondern sonnenheller, feiertäglich leuchtender Mittag. Wer hieß ihn auch ihre Stimmung so ernst nehmen? Um so besser, wenn die kleine Hexe heute froh gelaunt war. Er sah lächelnd zu ihr empor und ließ sich die hellrothen süßen Früchte, die sie ihm zuwarf, vortrefflich munden. Sie wies auf einen Korb, der unter dem Baume stand, und auf die Schürze, die sie vorgebunden hatte, und bedeutete ihm, daß sie nun noch mehr Kirschchen pflücken müsse, er solle sich unterdessen dorthin auf die Rasenbank unter den Nußbaum setzen. Damit warf sie ihm noch eine Hand voll Kirschchen zu und schlüpfte höher ins Gezweige.

Robert ging nach dem Nußbaum, der etwas höher stand, und streckte sich auf der trockenen Grasbank der Länge nach aus. Auf dem Rücken liegend, sah er den blauen Himmel durch das sonnendurchleuchtete Blattgewirr schimmern. Rings um ihn her lag der Schatten wie ein Goldgitter auf dem Rasen, leise im Lufthauch zitternd. Eintöniges Geschwirr von Käfern und Bienen umgab ihn einschläfernd. Sonst herrschte Sonntagsstille ringsum. Roberts Unruhe verlor sich. Ihm wurde wohl und leicht zu Muth. Ein Moment wunschlosen Wohlseins war da, einer jener Augenblicke, in denen die Zeit stille zu stehen scheint. So lag er, mit offenen Augen, und wußte kaum, ob er wachte oder träumte. War es die Erwartung seliger Stunden, die ihn so still machte? Ja, das Glück war so greifbar nahe, wie noch nie vordem. Er schloß die Augen halb, um besser daran denken zu können; aber ein leises Knacken bewog ihn, sie wieder zu öffnen. Dort schimmerte das rothe Kleid hoch oben im Gezweige. Auf die höchsten Aeste wagte sie sich, die Tollkühne, die freilich durch das verdächtige Geräusch nicht gewarnt wurde. Wie leicht konnte so ein dünner Ast brechen! Allein es geschah nichts. Behend, wie ein Eichhörnchen, schwang sie sich von Ast zu Ast, und er sah das rothe Kleid bald da, bald dort im grünen Laub auftauchen. Seine Lider senkten sich wieder, und fast erreichte sein Hindämmern jene Grenze, wo das klare Bewußtsein der Umgebung verschwindet, als es dicht neben ihm raschelte. Er richtete sich halb auf und erblickte Florentine, die erhitzt, mit leuchtenden Augen an seinem Lager stand. Mit kindischer Genugthuung hielt sie ihm mit beiden Händen den Korb zum Bestaunen hin, worin sie die Kirschchen gesammelt hatte. Es war ein hübscher Anblick, die frischen glänzenden Früchte. Nur blickte Robert nicht auf den Korb, sondern auf sie, die ihn trug. Wie sah sie aus! So hatte er sie noch nicht gesehen! Rosengluth lag auf ihren Wangen, und ihre Augen schwammen in feuchtem Schimmer. Ihr Haar hing zerzaust und halb aufgelöst über den Rücken hinab und um Wangen und Stirn, und mitten in die wirren Strähne hatte sie sich einen Kranz von Kirschchen mit sammt ihren Blättern und Ast-Enden gewunden, und die grünen Blätter und hellrothen Früchte stachen malerisch prächtig von ihren schwarzen Haaren ab. Auch über den „nutzlosen kleinen muschelförmigen Ohren“ baumelten Kirschchen, und ebenso frischroth waren ihre feuchtglänzenden Lippen. Sie war in diesem Augenblick bezaubernd, phantastisch schön. Halb an die breite Rasenbank gelehnt, ließ sie ein Büschel Kirschchen vor Roberts Mund tanzen, näherte es ihm und entfernte es in lachender Neckerei. Er gab sich dem Spiele hin, schnappte nach den Kirschchen, zog sich zurück, als wolle er sie nicht, und schnappte wieder danach. Es gelang ihm nicht, sie zu erfassen, und so schlang er den Arm um Florentine, um ihr Zurückweichen zu verhindern. Sie hob die Kirschchen in die Luft, dicht an ihre heißen Wangen. Er folgte mit dem Mund, die Hand nach dem höher emporstrebenden Arm ausstreckend. Jetzt waren die Kirschchen im Bereich seiner Lippen, er konnte sie erfassen. Allein in dem Augenblick, wo er die blühende, lebenswarme Gestalt im Arme hielt, überkam es ihn, wie ein Rausch. Alle Besinnung verließ

ihn, er sah nur noch die glänzenden rothen Lippen, die ihn lockten, lockten. Jetzt berührte er sie, und durstig preßte sich sein Mund auf den des jungen Mädchens. Ob sie seinen Kuß erwiderte, das fühlte er in diesem Augenblick nicht, aber sie stieß ihn nicht zurück, ihre Augen öffneten sich weit, ihr Kopf sank an seine Schulter, ihr weicher Körper, dessen Lebensgluth durch die Hüllen brannte, schmiegte sich hingebend in seinen Arm.

In diesem Augenblick ertönte von fern her ein Piff an sein Ohr. Es war der Zug, der unten ankam bei der Station. Aber es hätte dessen nicht bedurft. Seine Besinnung kehrte schon von selbst zurück. Er ließ Florentine los und sprang auf, schwer athmend und innerlich entsetzt über sich selbst und die Sinnverwirrung, der er nachgegeben hatte. Florentine stand vor ihm, mit starrem Blick, gleichsam versteinert. Ihre Augen wurden immer größer und dunkler, fragender und erbitterter. Doch Robert hielt stand. Der ungeheure Zorn, den er gegen sich selbst und gegen sie empfand, wappnete ihn. Da stieß die Taubstumme einen halb ersticken Schrei aus, wandte sich um und entfloh.

Als sie seinen Blicken entschwunden war, fühlte Robert eine Anwandlung von Mattigkeit und setzte sich auf die Rasenbank nieder, innerlich fluchend über seine Schwäche und über sie, die Verführerin. Und doch mußte er sich zugestehen, daß keinerlei Absicht bei ihr vorhanden gewesen war. Ahnungslos, wie ein Kind in Spiel und Scherz, war sie ihm so nahe gekommen. Seine Unbesonnenheit allein hatte ihm den tollen Streich gespielt. An dem Tag, der sein Verlobungstag sein sollte! Wie würde es jetzt werden? Es hing alles von der ab, die ihn zu dem kurzen Taumel verlockt hatte! Fruchtlose Neue quälte ihn, dann aber schüttelte er sie mit männlicher Ueberlegenheit ab. Bah! Was war's weiter? Ein Kuß! Eine Abschlagszahlung auf spätere Bruderrechte. Allerdings war es kein Bruderkuß gewesen. Aber sollte dieser eine Moment jetzt alles zerstören? Nein, das durfte nicht geschehen. Hätte er nur wenigstens eine Ahnung, was das unberechenbare Geschöpf nun anfangen würde? Und in dieser Stimmung sollte er seinen Antrag stellen? Nein, heute nicht. Gleich wollte er hinein ins Haus, der Hofrathin einen Wink geben. Er brauchte Aufschub. Aber er hatte sich zu lange mit seinen Gewissensbissen herumgeschlagen. Jetzt hatte die Hofrathin sicher schon gesprochen. Als er sich dem Hause näherte, bemerkte er von ferne bereits Agathe. So wie sie angekommen war, in Hut und Handschuhen, hatte sie sich auf die Suche nach ihnen begeben. Als sie ihn erblickte, lächelte sie ihm freundlich zu, und näher gekommen, reichte sie ihm die Hand mit einem befangenen Blick. Er preßte ihre Finger heftig zwischen den seinigen. Wie war ihm Agathe so holdselig und begehrenswerth erschienen, ebenso beruhigend anmuthig, wie die andere aufreizend schön war. Wie Balsam wirkte ihr Anblick auf seine Nerven. Eine Weile hindurch ließ er ihre wohlthuernde Nähe besänftigend auf sich wirken, dann plötzlich, in einem schattigen Laubgang, den sie neben einander durchschritten, blieb er stehen und sagte schnell und fast rauh: „Agathe, wollen Sie mich haben, wie ich bin, mit allem Bösen und Guten, das in mir sein mag. Mit allen meinen vergangenen und zukünftigen Sünden? Keiner Engel, sag, willst Du mich?“

Er hatte sie in seiner Erregung hart an der Schulter gefaßt, und sie, auf die Gefahr hin, den großen weißen Tüllhut zu zerdrücken, lehnte den Kopf an seine Schulter und sagte in seliger Heiterkeit, die von seinem Krusten, fast düsteren Ton sonderbar abfiel: „Ich will es wagen!“

Stumm, mit einer Freude, die mit Schuldbewußtsein gemischt war, drückte er sie an sich, aber er küßte sie nicht. Erst als sie in aller Unschuld den hinderlichen Hut abnahm, der ihr süßes Gesicht vertheidigte, berührte er mit den Lippen ihre Stirn, aber ein richtiger Kuß war das nicht. Den hatte die andere vorweggenommen.

Seine Erregtheit fiel der Braut auf. Er wollte nicht ins Haus gehen, hielt sie auf einer Bank zurück, die im Gebüsch verborgen stand, und konnte sich nicht entschließen, seinem Schicksal entgegenzugehen.

„Warum so aufgeregter?“ fragte Agathe schüchtern. „Fürchten Sie, daß meine Eltern „Nein“ sagen werden? Muß ich Sie darüber beruhigen?“

Ein Lächeln schwebte dabei um ihre Lippen. Sie blieben noch einige Minuten auf der Bank sitzen, Hand in Hand und Aug' in Auge, aber reden konnte Robert nichts. Er fühlte sich von Moment zu Moment schuldiger unter diesem klaren Blick und sagte sich, daß ihm nur recht geschähe, wenn sein ganzes Glück Schiffbruch litte.

Endlich erhoben sie sich und begaben sich ins Haus zurück, Robert mit der Ueberzeugung, der widerwärtigsten

Scene entgegenzugehen. Wenn es nicht um Agathe's willen gewesen wäre, — am liebsten wäre er auf und davon gegangen. Drinnen hatte die Hofrathin ihm vorgearbeitet. Er brauchte nicht zu werben, nicht zu bitten, sondern wurde sofort als willkommener Sohn begrüßt, mit gleich großer Herzlichkeit von Seiten des Vaters und der Mutter. Eine Viertelstunde verging ihm traulichsten Geplauder, in hoffnungsreichem Ausblick auf künftiges Glück. Dann aber meldete Anna mit wichtiger Miene, daß die Suppe aufgetragen sei, und Herr Meerholz sagte scherzend, gerade dies habe augenblicklich an seinem Glücke gefehlt.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

## Alexander Baron von Roberts †.

Von Paul von Szezepanski.

Siehe das Portrait Seite 161.

Vergleicht man die äußeren Erfolge, die Schriftstellern von weniger Eigenart zu theil geworden sind, mit denen, die dem am 8. September in Schreiberhau verstorbenen Baron Roberts beschieden waren, so kommt man zu dem betäubenden Schluß, daß die Mitwelt dem lebenswürdigen, vornehmen, feinsinnigen Roberts manches schuldig geblieben ist. Wenn auch nicht in dem Maße wie Otto Noquette, dessen spätere Werke von niemandem mehr unbezogen betrachtet wurden, weil jeder etwas Aehnliches wie „Waldmeisters Brautfahrt“ in ihnen zu finden erwartete, so hatte doch auch Roberts von seinem ersten Erfolge mehr Leiden als Freude. Die in einer Wiener Preis-Concurrenz mit dem ersten Preise ausgezeichnete novellistische Skizze „Es“, die später mit anderen kleinen Novellen unter dem Titel „Es und Anderes“ in Buchform erschien, machte durch jene Notizen unter dem Strich der Tageszeitungen, die für die meisten berühmten Leute der Gegenwart das Thermometer ihres Ruhmes sind, zwar den Namen des Dichters in ganz Deutschland bekannt, sie bezeichnete aber zugleich auch die Grenze, in der man ihm in Zukunft ein wirkliches Können zusehen wollte. Baron Roberts war als feinsinniger Novellist unter die vielgenannten Schriftsteller der Gegenwart eingereiht worden, und er blieb für die Öffentlichkeit der feinsinnige Novellist, so viele Beweise er auch dafür gab, daß seinem Talent die Grenzen keineswegs so eng gesteckt waren. Allerdings kam die Sorgfalt, die Baron Roberts auf die Ausgestaltung seiner Arbeiten verwandte, die seine Eiselirung seiner Compositionen und seines Stils am meisten seinen novellistischen Stücken zu statten. Aber was er an Kraft der Darstellung besaß, wie reich seine Phantasie war, wie stark er in der Gegenwart lebte und aus der Wirklichkeit heraus schuf, — das vermag man doch nur zu würdigen, wenn man seinen Romanen gerecht wird. Um diesen Romanen aber gerecht zu werden, bedarf es einer Kenntniß des Lebensanges des verstorbenen Dichters, die zugleich verstehen lehrt, wie ganz seiner Eigenart entsprang, was ihm vielfach als eine Anlehnung an französische Autoren gedeutet worden ist.

Alexander Baron von Roberts war der Sohn eines preussischen Offiziers und selbst preussischer Offizier, bevor ihn der Wunsch, seinen literarischen Neigungen unabhängiger leben zu können, im Jahre 1888 veranlaßte, den Dienst zu quittiren. Daß er die militärische Carriere aus Passion für den Beruf ergriffen habe, ist nicht recht wahrscheinlich; denn in seiner innersten Natur lag eine feine, fast schüchterne Zurückhaltung und doch zugleich eine Selbstständigkeit des Denkens, die beide den Menschen nicht gerade auf den Exercier-Platz hinausdrängen. Daß sie auch hier bei gewissenhafter Pflichterfüllung nicht hinderlich zu sein vermögen, beweist Baron Roberts, der aus einer bevorzugten Stellung heraus, als Lehrer an der Erfurter Kriegsschule, sich entschloß, das Schwert ganz mit der Feder zu vertauschen, die er schon lange fleißig geführt, und die ihm eben den ersten größeren Erfolg auf der Wiener Preis-Concurrenz verschafft hatte. Die ersten Jugend-Eindrücke, die bestimmenden für die meisten Menschen aber waren für Roberts, trotzdem er einer preussischen Offiziers-Familie entstammte und, dem Beruf des Vaters folgend, selbst preussischer Offizier geworden war, nicht deutscher, sondern französischer Art. In der damaligen Bundesfestung Luxemburg — am 23. August 1845 — geboren, erhielt er seine Erziehung am dortigen Athenäum; dort wurde der Keim einer starken Vorliebe für die französische Sprache und für die französische Literatur in ihn gelegt. Paris wurde ihm durch längeren Aufenthalt vertraut, und sein erster Roman, — natürlich für jeden Autor, dessen Phantasie gern auf stärkere Eindrücke reagirt, — spielte in Paris, schilderte das Treiben der Pariser Lebewelt mit einer Treue, die bei einem deutschen Autor überraschend mußte. Sie überraschte in der That so sehr, daß man vielfach, laut oder leise, eine Uebersetzung oder doch eine starke Anlehnung an ein französisches Original in diesem Erstlings-Roman „Lou“ vermuthete, der ohne solche Voraussetzung ganz anders in Deutschland hätte paken müssen. Und doch findet sich ein solcher Anklang nirgends, nicht einmal an Goncourt's berühmten Artisten-Roman, trotzdem das Milieu stellenweis in beiden Romanen dasselbe ist. Gerade aus der Gegenüberstellung beider Romane würde man erkennen, wie viel in seiner Ausgestaltung Roberts von den Franzosen gelernt, nicht den Franzosen nachgemacht, hat, und wie sehr er im innersten Kern trotz einer halbfranzösischen Erziehung deutsch geblieben ist. Während Goncourt sich auf eine allerdings stark fesselnde und im ganzen auch naturwahre Schilderung des Artisten-Lebens beschränkt, liegt dem Roberts'schen Roman, der an äußeren Vorgängen nicht hinter Goncourt's berühmten „Les deux frères Lemganno“ zurücksteht, durchaus die höhere sittliche Idee zu Grunde. Denn der Gegenfah, in dem das schlichte Naturempfinden des auf das Pariser Pflaster geworfenen Regenknaben Lou zu der moralischen Haltlosigkeit der überkultivirten Pariser Lebewelt steht, wirkt erschütternd und regt zum Nachdenken und zur Einkehr an. Reinem Empfinden nach wird die Kraft der Darstellung, die sich schon in diesem ersten größeren Werk von Baron Roberts findet, nur noch in zweien seiner späteren Werke übertroffen, — in den beiden Romanen „Die schöne Helena“ und „Majestät“. Während Roberts sonst durchaus auch da, wo er das Kleinleben schildert, dem er gerne



und mit Glück in vielen seiner Novellen eine humoristische Seite abgewann, eine poetische Verklärung des Alltagslebens für ein unveräußerliches Recht des Dichters hielt, hat er dem Vorwurf, den er in der „Schönen Helena“ behandelt, gar keine hellere Seite abzugewinnen gewußt oder sie ihm nicht abgewinnen wollen. Und das ist's, was in mir die Ueberzeugung befestigt hat, daß Baron Roberts selbst niemals mit Passion Berufssoldat gewesen ist; das ist's auch, was meiner Meinung nach diesem literarisch ganz zweifellos hervorragenden Werke des Dichters die Wirkung einigermaßen beeinträchtigt hat. Roberts schildert in der „Schönen Helena“ den preussischen Unteroffizier, und jeder der Typen, die er schilderte, ist sicher echt und eine Charakter-Studie allerersten Ranges. Aber unter allen den verschiedenen Typen fehlt gerade derjenige, der gewiß sehr häufig, wenn nicht am häufigsten, in der Armee vorkommt, — der Unteroffizier mit einer angeborenen Passion für den militärischen Beruf. Was starke dramatische Wirkung, künstlerischen Aufbau der Handlung, psychologische Entwicklung der Charaktere und auch die Wahrheit der Schilderung im einzelnen anbetrifft, gehört die „Schöne Helena“ zu den wenigen

ehrer, als der liebenswürdige, feine, dem Lärm des Tages abholde, von einem glücklichen Familien-Leben und seinem wahrhaft künstlerischen Schaffen ganz in Anspruch genommene Dichter wohl selber ahnen mochte.

Rachdruck verboten.

### Der St. Bernhardshund.

Von E. von Otto-Kredwiz in München.

Siehe die Abbildungen Seite 165.

II.

Der St. Bernhardshund repräsentiert wohl eine der ältesten Rassen des Hundegeschlechts. Die Gründung des Hospizes fällt auf den Wendepunkt des X. zum XI. Jahrhundert, und die Chronisten berichten über die Unsicherheit jener Zeit. Unter heidnischen und räuberischen Angriffen hatte das Hospiz viel zu leiden, und da mögen wohl die im Kriegshandwerk unerfahrenen Mönche starke Molosserhunde zu ihrem persön-

und gewölbtem Oberkopf. Sicherlich ist es nicht Zufall, daß der Künstler, dem die Aufgabe zufiel, die vier Hunde in heraldischer Form zu zeichnen, vier so grundverschiedene Typen wählte; es ist vielmehr anzunehmen, daß er nach vorhandenem Hundematerial die wehrhafte Dogge, den mopsartigen Schoßhund, den jagenden Hund der Wälder und endlich den Hund, der auf den heiligen Bergen gehalten wurde, wiedergegeben und zu präzisieren bestrahlt war.

Von Händlern, welche für ihre Kreuzungs-Produkte und Leonberger, unter dem Namen „Alpenhunde oder Berghunde“ Absatz und Liebhaber zu schaffen beabsichtigten, ist oft die Rasse ausgesprengt worden, daß die ganze Rasse der St. Bernhardshunde ausgestorben sei.

Thatsächlich ist ja wohl auch durch heftige Schneestürme in den Jahren 1812 und 1816/17 das Hundematerial auf dem St. Bernhard stark decimiert worden, und mag auch unter dem für Aufzucht junger Hunde ungünstigen Klima, unter Inzucht (Verwandtschaftszucht) und Unfruchtbarkeit der Hündinnen, der Bestand öfter gelitten haben, doch standen in andern Hospizen, in den umgebenden Thälern, im Besitze von Liebhabern der



Aufgang zum Salomonischen Tempel.

Nach dem Bilde von G. Bauernfeind in München. — Siehe Seite 168.

Meisterwerken, die unsere Roman-Literatur aufzuweisen hat. Aber das „Grau in Grau“, in dem Roberts gemalt hat, ist wohl vielfach auf Widerspruch gestoßen.

In den letzten Jahren versuchte der Dichter auch auf der modernen Bühne festen Fuß zu fassen. Seine in ein Drama umgewandelte Novelle „Satisfaktion“ erzielte einen starken Erfolg, der sicher ein dauernder gewesen wäre, wenn der Dichter sich hätte entschließen können, zu der Duell-Frage, die er in dem Stücke anschnidet, wirklich Stellung zu nehmen. Aber in der Novelle geht der Held nicht an dem, von ihm aus Prinzip verweigerten Duell, sondern an seiner eigenen Inconsequenz zu Grunde; im gleichnamigen Drama ist die glückliche Lösung fast noch gewaltsamer. Ein nachgelassenes Drama soll in diesem Winter an einer Berliner Bühne zur Aufführung kommen. Vom ersten Jahrgange des Bestehens der Illustrierten Frauen-Zeitung bis zu seinem Tode war er unsern Blatte ein getreuer und hochgeschätzter Mitarbeiter. Mit weniger vornehmer Zurückhaltung, als sie dem Verstorbenen auch dem literarischen Claqueur-Weien gegenüber eigen war, würde Baron Roberts bei seinen Lebzeiten wahrscheinlich lauter gelobt worden sein. Frenetisch ist der Beifall niemals an sein Ohr gelangt; er gehörte auch nicht zu den Dichtern, deren Name unter dem Strich der Tageszeitungen allzu häufig genannt wurde. Aber er und seine Werke hatten mehr aufrichtige Freunde und Ver-

lichen Schutze als Begleiter und Wächter gewählt haben. Nach und nach sind dann diese Hunde zu dem selbständigen Dienst, den sie heute noch erfüllen, herangezogen worden. Bernhardiner sowohl als Dogge stammen vom Molosser ab. Die eigentümliche Kopf-Formation des Bernhardiners, die sich in dem gewölbten, dem Gehirn viel Raum bietenden, mächtigen Oberkopf, dem starken Stirnabsatz mit der kurzen, stumpfen Schnauze präzisiert, und als „Hospiz-Typus“ (vergleiche die Bignette des ersten Artikels, die einen kurzhaarigen Hospiz-Hund aus der Züchtung von A. Cuny in München darstellt) bezeichnet wird, ist in dessen eine uralte. Ein Vergleich der nebenstehend abgebildeten heraldischen Denkmäler, die aus dem XIV. Jahrhundert stammen und in der Stammrolle der Stadt Zürich sich befinden, beweist dies ganz deutlich. Da sehen wir zunächst im Wappen der Familie Loggenburg die kriegerische Dogge mit dem geöffneten Fang, wie ihn sonst in den Wappen nur reißende Thiere zu zeigen pflegen; die Ohren sind spitzig und lassen das coupirte Doggenohr deutlich erkennen. Bei der Helnziger der von Stubenweg handelt es sich um einen kleinen Hund, der fast wie ein Mops erscheint. Ausgesprochenen Typus des jagenden Hundes mit dem zum Fassen geeigneten langen Fang zeigt der Hund auf dem Wappen von Nidelsberg. Ganz anders der Hund auf dem Wappen von Hailigberg. Das ist genau unser St. Bernhardshund mit kurzer, stumpfer Schnauze, starkem Stirnabsatz

Rasse noch genug St. Bernhardshunde zur Verfügung, aus denen die Mönche ihr Material jederzeit haben rekrutieren können.

Andererseits ist aber auch die Meinung eine irrthümliche, daß nur die auf dem Hospiz selbst gezüchteten oder von solchen direct abstammenden Hunde rein und echt seien. Das Vorkommen der Rasse ist durchaus nicht auf das Hospiz des Großen St. Bernhard beschränkt, vielmehr waren wohl schon seit urdenklichen Zeiten diese Hunde in allen gebirgigen Theilen der Schweiz, vornehmlich in Wallis, Waadt, Bern, Freiburg heimisch, ja ihr Blut läßt sich sogar in den Bauernhunden der Ostschweiz erkennen. Allerdings erhielt die Rasse Berühmtheit und Nimbus dadurch, daß sie speciell in den Hospizen der Alpenpässe kultiviert wurden.

Ebenso wenig gebührt nur den in der Schweiz gezüchteten St. Bernhardshunden das Verdienst der Echtheit, ja man kann fast behaupten, daß man jetzt in Deutschland, England und Amerika mehr und bessere St. Bernhardshunde trifft als in der Schweiz, eine einfache Folge der Thatsache, daß die besten und edelsten Repräsentanten für allerdings oft ganz enorme Summen ins Ausland zu wandern pflegen. Mit diesen Züchtlern züchteten unter sorgfältigster Auswahl zusammenpassender Elterntiere passionierte Liebhaber der Rasse weiter, scheuten keine Opfer und Mittel, ihren Hunden die für das



Wachstum günstigen Lebensverhältnisse zu bieten, und so kam es, daß die Schweiz sich bald durch ausländische Züchter übertröffen sah. Allerdings sind auch noch Ausnahmen zu constatiren, und es giebt noch Schweizer Zwinger, die auch mit goldenen Schlüsseln nicht zu öffnen sind. Aber es sind in Folge des blühenden Handels, der längs der Fremdenstraße mit St. Bernhardshunden getrieben wurde, gute Exemplare, für

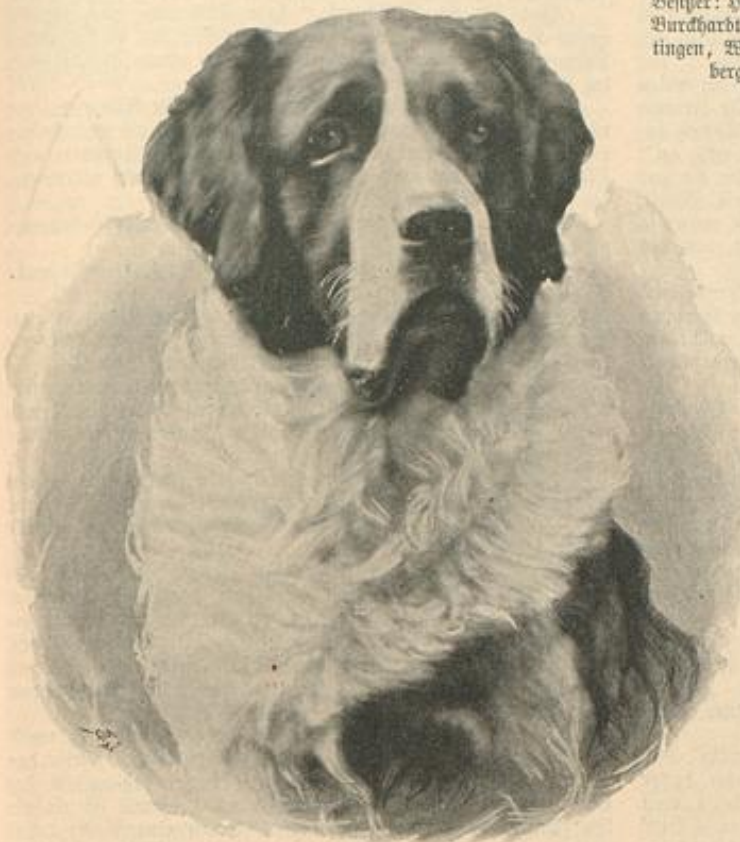
Langhaariger St. Bernhardsrabe „Nero-Rürlingen“. Besitzer: Herr Karl Burdardi in Rürlingen, Württemberg.



Klima und werden die noch gefunden Geistlichen nach 10 bis 15jährigem Aufenthalt auf dem Hospiz zur Verwaltung von Pfarreien im Kanton Wallis verwendet.

Dieser wichtige Unterschied in der Wetterfestigkeit beider Varietäten kommt indessen für unser Klima und zumal da, wo die Hunde nicht beständig im Freien liegen, gar nicht in Betracht, sodas nur der Geschmack ausschlaggebend ist, ob man langhaarige oder kurzhaarige Hunde halten will. Echt sind beide als Rasse, sofern sie eben rein gezüchtet sind.

Während der Export von St. Bernhardshunden nach England schon in den dreißiger Jahren begonnen hatte, wurden sie in Deutschland bis vor etwa zehn Jahren nur vereinzelt gehalten. Im Jahr 1886 begann die Rasse in München Fuß zu fassen, doch wurde damals noch zu viel mit Leonberger gekreuzt. Erst mit Constituirung des St. Bernhards-Clubs, — Sitz in München, — dessen Club-Signette wir nebenstehend geben, und der sich in wenigen Jahren zu dem größten und reichsten kynologischen Club Deutschlands entwickelt hat, wurde die Liebhaberei und Zucht in richtige Bahnen geleitet. Und nun ging es mit Riesenschritten vorwärts. Zahlreiche Importationen aus der Schweiz folgten, die Bernhardiner waren mit einem Schlage populär, und heute sind sie in Deutschland die verbreitetste und beliebteste Rasse, die selbst unsere nationale Rasse, die deutsche Dogge, in den Schatten gestellt hat. Sehr viel hat der St. Bernhards-Club durch Herausgabe einer illustrierten Brochüre, welche allen Interessenten auf Verlangen gratis und franco (zu erlangen vom Bureau des St. Bernhards-Clubs, München, Müllersstr. 48) zugehandt wird, gethan. Dieser rührige Club hält in jedem Jahre eine Ausstellung ab, in diesem Jahre sogar deren zwei, und zwar je eine solche zu München und Innsbruck, und gewährt seinen Mitgliedern gegen einen Jahresbeitrag von 10 Mk. jährlich gratis ein prächtiges Kunstblatt. Das Blatt pro 1896 ist in Kupferätzung hergestellt und für Nichtmitglieder zum Preise von 15 Mk. durch die Kunstanstalt von Jos. Albert in München zu beziehen. Wer einen Hund dieser Rasse zu kaufen beabsichtigt, erhält durch den Club reelle Bezugsquellen jederzeit gratis nachgewiesen und wird auf jeden Fall gut thun, vor Ankauf dem Club als Mitglied beizutreten, da für die Club-Mitglieder die Preise niedriger gestellt zu werden pflegen und selbstverständlich solche auch bei Bewerbung um ein Thier immer den Vorzug, bezw. von den jungen Hunden die besseren



Langhaariger St. Bernhardsrabe „Lord Barry“. Besitzerin: Frau Notar Ida Bärsten in Düsseldorf.



Langhaariger St. Bernhardsrabe „Lord Barry“. Besitzerin: Frau Notar Ida Bärsten in Düsseldorf.

welche Engländer, Russen und Amerikaner jeden Preis zahlten, zeitweilig fast mythisch geworden, sodas sich das Vorhandensein bester Thiere auf mehr abgelegene Gegenden beschränkt.

Die Frage, ob der langhaarige oder kurzhaarige St. Bernhardshund vorzuziehen sei, wird wohl immer eine offene bleiben. Der Liebhaber und Laie, dem es um einen großen, schönen und imponirenden Hund zu thun ist, wird dem mit langem Haar geschmückten und durch dieses mächtiger erscheinenden Hunde den Vorzug geben. Der intime Kenner und Züchter zieht wohl immer die im Kopf schärfer markirte und typischere Varietät der kurzhaarigen vor. Langhaarige Bernhardiner können als schon um das Jahr 1800 (1803) existirend mit großer Zuverlässigkeit nachgewiesen werden. Einige Aquarelle und colorirte Kupferdrucke aus den allerersten Jahren dieses Jahrhunderts zeigen kurzhaarige wie langhaarige St. Bernhardshunde, meist weiß mit rothen oder grauen Platten, Hunde von demselben Typus wie unsere heutigen. Bei fortgesetzter Züchtung kurzhaariger Hunde wird nach einigen Generationen das Haar zu kurz und glatt für den Bergdienst; man zog deshalb in ganz gerechtfertigter Weise, da beide Hunde dieselbe Abstammung haben, von Zeit zu Zeit selbst auf dem Hospiz zur Zucht langhaarige Hunde hinzu. Hieraus erklärt sich das Vorkommen kurzhaariger Welpen\*) im Wurf langhaariger Hunde und umgekehrt. Für den



Wappen der Familie Loggenburg.



Helmszier der Familie Stabenweg.



Helmszier der Familie Michelberg.



Helmszier der Familie Halligberg.



Club-Signette des St. Bernhards-Clubs in München.

Dienst auf den Hospizen sind indessen immer kurzhaarige oder, — wie es wohl richtiger heißen sollte, — stockhaarige Hunde verwendet worden, da die langhaarigen Hunde zu weichlich für jenes Klima sind, so wohl sie sich auch bei uns

selbst bei größter Kälte fühlen. Es ist eben ein großer Unterschied zwischen unserem Winter und dem Klima des Großen St. Bernhard, wo die Hunde 8 bis 10 Monate lang allem Unwetter ausgesetzt sind, wo es vorkommt, daß die Hunde im Frühjahr oder Herbst 3 bis 6 Tage abwesend sind. In einzelnen Fällen kommen schon todte geglaubte Hunde nach 10 bis 14 Tagen zu Skeletten abgemagert ins Kloster zurück.

Man muß das Terrain selbst kennen, um zu begreifen, daß der weichere, in Haut und Körper-Constitution empfindsamere langhaarige Hund in kurzer Zeit von Nöth und Rheumatismus zusammengerissen werden muß. Ein langhaariger Hund, der am Hospiz 2 bis 3 Tage durch Schnee hindurcharbeiten muß und oft vollständig zugedeckt ist, sodas er sich oft einen Tunnel durch den Schnee graben und wühlen muß, ist diesen Anstrengungen nicht gewachsen, da er zu langsam trocknet und vor dem Trocknen wieder an die Arbeit geht, wobei sich bei der schneidenden Kälte thatsächlich Eis an seinem Körper in der Unterwolle der Behaarung festsetzt. Erliegt doch auch die Mehrzahl der Kloster-Geistlichen schon im Jugendalter diesem rauhen



Langhaariger St. Bernhardsrabe „Bartas“. Besitzer: Herr Albert Laß in Euskirchen, Rheinland.

Preisgekrönte Bernhardinerhunde. II. — Siehe Seite 164.

\*) Welpen, Welpen = junge Hunde.



Exemplare erhalten. Außerdem stiftet der Club zu fast allen großen deutschen Ausstellungen Ehrenpreise, die indessen nur von Mitgliedern gewonnen werden können.

Im allgemeinen geben die dieser Abhandlung beigelegten Illustrationen Aufschluß über das Aussehen eines reinrassigen Hundes, doch mag trotzdem eine kurze Beschreibung nicht überflüssig sein. Die am häufigsten vorkommende Farbe ist weiß mit rothgelben Abzeichen oder roth mit weißen Abzeichen, und zwar meist in regelmäßiger Zeichnung und etwas schwarzer Verbrämung am Kopf, wodurch dieser markiger erscheint. Einfarbige Hunde oder solche mit schwarzen Blatten sind niemals als Bernhardiner anzusprechen. Charakteristisch ist der gedrungene starke Kopf, die Schnauze darf weder spitzig noch lang erscheinen. Die Brust ist breit, der Rücken grad und kurz, die Ruthe in der Ruhe abwärts hängend, niemals über dem Rücken geringelt. Die Behaarung bildet beim kurzhaarigen Hunde ein halblanges Stodhaar, das sich an der Ruthe etwas verlängert, bei langhaarigen ein langes, indessen nie zu reiches, noch gar gerolltes Haar, allenfalls darf es über den Rücken und an der Ruthe leicht gewellt sein. Ausführlichen Aufschluß geben die officiellen Rassen-Kennzeichen, sowie die in der oben erwähnten Broschüre enthaltene Beschreibung, der auch Winke für Aufzucht junger Hunde, Zucht, Pflege, Behandlung u. angefügt sind. Ueber berühmte Hunde, Abstammung und Prämierung des in der Schweiz und Deutschland enthaltenen Materials von Zuchthunden und Ausstellungshunden giebt Bd. I des St. Bernhards-Stammbuches, das mit 80 Illustrationen und zahlreichen Stammbäumen versehen und gleichfalls vom Bureau des St. Bernhards-Clubs zu beziehen ist, den gewissenhaftesten und ausführlichsten Aufschluß.

Fütterung und Pflege dieser Rasse weicht nicht von der aller Hunde der größten Rasse ab. In der Jugend muß man zur Bildung von Knochen-Substanz reichlich Fleischkost und weiche Knochen (Kalbsknochen) bieten, täglich 3 bis 4 Mal füttern, dem Hunde reichliche, aber nicht überanstrengende Bewegung gewähren. Fehlt es an Knochen zur Fütterung, so genügen auch Surrogate, von denen das Kneipp'sche Knochenpulver (für Hunde präparirt und zu beziehen von B. Schinle in Meran, Tirol) das beste ist. Ist der Hund ausgewachsen, so erhält er nunmehr etwa 1/2 Fleisch und 1/2 Vegetabilien in einer, höchstens zwei Tagesmahlzeiten, die regelmäßig zu geben sind. Was der Hund nicht sofort gern frisst, wird entfernt. Trockene Fütterung ist den Suppen, die Hunde bei wenig Bewegung zu fett machen, vorzuziehen. Hunde, über drei Jahre alt, sollen Knochen nicht mehr erhalten, sie benötigen solche nicht mehr, und man belastet den Magen überflüssiger Weise. Ein ganz vorzügliches Futter, das in sorgfältiger Beobachtung des richtigen Verhältnisses zwischen Fleisch und Vegetabilien hergestellt ist und die Nähe des Kochens erpart, sind die sogenannten Hundeluchen, die zum Preis von Mark 18,50 von der Firma „Sprat's Patent“, Berlin O., Kummelsburg, sowie den zahlreichen Filialen in fast allen größeren Städten zu beziehen sind.

Wir hoffen, durch unseren Hinweis auf diese Rasse den Dank der Hundeliebhaber uns erworben zu haben. Ist doch kein Hund so vorzüglich als Freund der Familie, als Wächter im Haus, als Begleiter auf Spaziergängen geeignet wie dieser. Er beansprucht nicht den Auslauf, dessen die stürmische Dogge bedürftig und der unseren Hunden in den Großstädten so schwer zu gewähren ist. Er ist ruhig und deshalb leicht auch in der kleineren Wohnung zu halten. Seine imponirende Schönheit erfreut unser Auge, seine Größe löst Respekt ein, seine Treue und Klugheit endlich stehen im vollsten Einklang zu seinem ausdrucksvollen Gesicht.

Wir unterlassen es, Adressen von Züchtern mitzutheilen und verweisen Resectanten an das Bureau des St. Bernhards-Clubs, dessen Sekretär jedermann bereitwillig Aufschluß erteilt. Erfreulicher Weise besitzt der Club auch eine Anzahl Damen unter seinen Mitgliedern, die theilweise selbst auch diese Rasse züchten. Die Namen derselben sind: Ihre Exc. Frau v. der Osten, Berlin, Frau Gräfin Larisch-Wallersee, München, Frau K. Universitäts-Professor Lindemann, München, Frau Baronin von Moll, Villa Lagarina (Südtirol), Frau Notar Ida Borksten, Düsseldorf, Comtesse Schlieben, München, Frau Dr. C. Rod, Hof (Bayern), Gräfin C. v. Veroldingen, Gmünden (Oest.). Ehrenpräsident des Clubs ist S. D. Prinz Albrecht zu Solms-Braunsfels, Präsident Herr E. Jörin-Gerber in Zürich, dessen großartiger Zwinger Hirslanden bei Zürich wohl einer der bedeutendsten des Continents ist.

Nachdruck verboten.

### Die Rechnung ohne den Wirth.

Von Hermine Billinger in Karlsruhe.



ie Sonne neigte sich den westlichen Bergen zu. Ein herrlicher Heudunst entströmte dem schmalen, langgestreckten Menzenschwander-Thal und überall, so weit das Wiesenthal reichte, sah man rührige und thätige Menschen, alle beflissen, den reichen Heusägen unter Dach zu bringen.

Da kam ein Bub aus dem Dorf gelaufen, gerade auf den nächsten Heuwagen zu, der eben mit kühnem Rud von der tiefer gelegenen Wiege auf die Landstraße fuhr. Ein junger Bursch führte die Kuh, der Bauer ging mit der Peitsche neben her; an ihn wandte sich der Bub: „Mayer Fidel, Ihr sollt schnell zum Pflüg in Lade komme; 's isch ein Herr da von Karlsruhe, ein Professor soll's sein.“

„Ein Professor?“ verwunderte sich der Bauer, „Sepp, fahr' zu! Will' geb' schaue, was so einer von mir kann wolle; ich hab' niz gethan und bin Gottlob lei'm Mensch' was schuldig.“ Er wickelte sich den Schweiß von der Stirn und trat zögernd in das gleich am Eingang des Ortes liegende Lädchen mit seiner Auslage von Holzwaren, wie sie in dem kleinen Schwarzwaldsdorf und dessen Umgegend angefertigt wurden.

Der Sohn fuhr das Thal entlang nach Hintermenzschwand, dessen tiefdackige Höfe sich in zerstreuten Gruppen bis zu den Füßen des Feldbergs hinzogen. Die Straße verengerte sich, der Bursche fuhr eine Anhöhe hinan und von dieser direct auf den Heuboden des rauchgeschwärtzten Bauernhofes.

Eine junge Dirn half beim Umladen des Heues, war noch einmal so stink, wie der Bursche, und fand trotzdem noch Zeit, alle zwei Augenblicke den Kopf zur Dachlufe des Heubodens hinauszustrecken. Der Bursche hatte ihr gesagt, wo

der Bauer geblieben war, und als sie ihn heimkommen sah, kletterte sie rasch wie eine Kase an der in die Scheune führenden Leiter hinunter und trat vor die Hausthür. Da stand auch schon die Bäuerin, das Gesicht mit einem Tuch verbunden, daß nur eine kleine dicke Nase und ein paar verschmommene Neuglein von ihr zu sehen waren. „Eh au, Mayer Fidel,“ rief sie dem Bauern entgegen, „schon im ganzen Dorf weiß man's, daß Ihr mit einem professorische Herr hintereinander komme seid!“

Er grinste schadenfroh: „Natürlich, natürlich, gleich ist's da, das wunderhübsig Weibervolk! Geht aber nur mich 'was an, mich und den Sepp, und Euch gar niz! Sepp!“ schrie er, den Kopf nach der Stallthüre wendend, „schob sich neben der dicken Mitbewohnerin vorbei und trat in seine Stube. Die Frauen folgten ihm jedoch auf dem Fuß, und als das Mädchen behauptete: „Was den Sepp angeht, geht' gerad' so gut mich an,“ schalt der Bauer sie einen frechen Spaz und wollte sie zur Thür hinauswerfen. „Eh au,“ legte sich die Alte in's Mittel, „müssen Ihr denn immer händel mit'nander?“ 's Cilli meint ja mir, daß uns der Sepp so lieb isch, wie ein Ehemann, und des könnt' Ihr dem Weideli doch nit in übel nehmen!“

„Alles nehm' ich der Krott übel,“ erklärte der Bauer und fuhr in gleichem Athem den höchst gelassen eintretenden Burschen an, warum er so lang auf sich warten lasse? Er nahm auf der Bank hinter dem Tisch Platz und legte die Arme übereinander, während Cilli vor Ungeduld fast verging.

„So sey' Dich doch!“ rief ihr die Mutter von der Ofenbank zu, „mir werde schon noch eine Weil' Geduld habe müsse.“ Sie kannte den Hausgenossen und wußte, daß es kein größeres Vergnügen für ihn gab, als die Leute zu foppen und sich wichtig zu machen. Er war ein hageres, von innerm Ehrgeiz verzehrtes Männlein, der es trotzdem in seinem Leben zu nichts gebracht hatte. Er suchte sich einigermaßen dadurch zu entschädigen, daß er wenigstens gegen die Mitbewohner des Hauses den Ueberlegenen hervorkehrte und sich bemühte, ihnen das Leben so sauer wie möglich zu machen.

Allein in Cilli war ihm allgemach ein kräftiger Widerpart erwachsen; sie wußte recht wohl, daß dem Mayer Fidel das Prahlen vor leeren Stühlen kein Vergnügen war. „Kommt, Mutter,“ sagte sie, „mir gehe, mir brauche uns nit zum Karre halte lasse!“

„Hi, hi,“ höhnte der Bauer, „als wenn i nit wüß', daß eher die Welt unterging, als daß Ihr die Stube verlieset, bevor Ihr nit g'hört, was ich weiß. So, so, ich red', ich sag's, weil ich ein gutmüthiger Mann bin, und nit so einer, der 's Best' für sich b'halt; ganz 'was anders thätet Ihr verdiene, denn werth seid Ihr — niz, aber ich bin gerecht. Und so drum: wer kennt ihn nit zu Menzschwand, wer hat nit schon hundert Mal von hier geborenen Franz Kaver Winterhalter gehört? Mei Bader selig isch mengmal mit g'laust, wenn der alt' Fidel Winterhalter mit seine Dube drübe im Berg Schwämmle g'sucht hat. War geringer Leut' kind, der Franz Kaver, und isch ein berühmter Mann worde, der nur noch an Fürstentafel 'gesse hat. So, so, so geht's, so kann's über einmal gehe. — Fieh' Dich an, Sepp, mach' Dich fein, wir geh' in Nder, dort sitzt der Herr Karlsruher Professor; er hat Deinen verzierte Holzrahme beim Pflüg im Lade g'leh', und jetzt soll ich Dich bringe und wirsch sehe, eh' Du Dich's versiehst, da hasch's und bisch berühmt, und sie hänge Dein Bild, auch wie 'm Franz Kaver feins, beim Bürgermeister in der Stube auf. So, Ihr Weibsteut', jetzt habt Ihr's, und wenn Ihr dran ersticht, so kann mir's recht sein!“

„Eh au, eh au!“ rief die Bäuerin aus und schlug ihre dicken Hände ein übers andre Mal zusammen, „eh, das isch jetzt auch ein Glück, eh, isch's denn auch möglich, der Sepp ein Berühmter!“

Die Cilli sagte nichts; sie stand am Fenster und rieb mit ihrer Schürze die Scheibe blank.

Vater und Sohn verließen die Stube; kein Wunder, daß der Alte so vergnügt seiner Wege trippelte. Endlich kam's, endlich sollte er's erleben, der Sepp konnte ihn reich machen.

„s' erscht isch,“ zischelte er neben seiner Peitsche hervor, „wir kausen den Hof, und die Lenge und 's Cilli, — 'naus, 'naus mit dem Weibervolk! Vielleicht heirath' ich wieder, vielleicht auch nit, denn 's müßt eine sein, reich, jung und schön. Jetzt leg' Dich an Lade, Sepp, und sei nit blöd und sag' dem Herr 'was Du fannsch, denn wenn Du unser Glück jetzt nit machst, wo's vor der Thür steht, hau ich Dich kurz und klein.“

Der Sepp schwieg, was von jeher seine Haupteigenthümlichkeit war; schon in der Schule sah er immer aus, wie aus den Wolken gefallen, so oft eine Frage an ihn gestellt wurde, denn statt auszusprechen, schnitzte er allerlei Männlein und Thierlein in den Schultisch und ließ nicht nach, so viele Strafen ihm auch diese Nebenbeschäftigung eintrug.

Er war jetzt zweiundzwanzig Jahre alt, sah aber mit seiner schmählichen Gestalt und seinem schmalen Mädchengesicht wie achtzehnjährig aus. Der Militärdienst ward ihm erlassen, denn er litt an einer Schwäche in den Beinen, was ihm von der englischen Krankheit, die er als Kind gehabt, zurückgeblieben war. Solang er lebte, war er nicht aus seinen Heimatbergen hinausgekommen; ihn kümmerte es wenig, was draußen in der Welt geschah; er hätte nicht einmal gewußt, was der Nachbar trieb, wenn ihn Cilli nicht über die Ereignisse des Dorfes auf dem Laufenden gehalten hätte. Sie hatte das, was ihm zum Vorwärtskommen abging: Energie und Ehrgeiz.

Das Ereigniß mit Sepp, und was sein Vater über dessen Zukunft gesagt, hatte denn auch ein lebhaft bewegtes Nachspiel. Die Frauen waren hinübergegangen in ihre eigene Wohnung, eine Stube, in der die peinlichste Sauberkeit, die schönste Ordnung herrschte; auf einem Tisch am Fenster stand ein Stidrahmen, sorgsam mit einem Tuch umhüllt.

Mutter Lenge hatte sich mit dem Ausdruck vollkommener Rathlosigkeit auf einem wackeligen Holzstuhl niedergelassen, und so, die Augenbrauen bis unter das Koptuch gezogen, die Hände auf die Kniee gestützt, schaute sie ihre Cilli an, die dünn wie ein Gerleim vor ihr stand und unter heftigem Schluchzen erklärte, sie wolle auch berühmt werden, gerad' so berühmt, wie der Sepp, denn sie sei ihr Leben lang klüger gewesen als er, und ob das die Mutter nicht sagen müsse, daß er alleweil ein Daps gewesen sei?

„Eh au, freilich!“ gab die Bäuerin zu, „ein rechter Daps, aber gut z' dabe, kein böß' Aederle isch in dem Bub', und g'schickt isch er auch, das isch g'wis, recht g'schickt isch der Sepp.“

„So, und ich?“ schrie Cilli, „hab' ich nit, wie ich noch ganz klein war, allemal die schönste Strümpf' zur Ausstellung in

die Schul' bracht? Und meine Gitterstopfet, der Wascheftich und erscht mei' Ruschertuch! Hab' ich nit eine Belobung kriegt von der Frau Großherzoge? Und wenn sie erscht mei' Goldstickerei sieht?“

Sie riß das Tuch von ihrem Rahmen und wies diesen energisch der Mutter hin.

„Eh au, freilich!“ rief die Bäuerin aus, indem sie die feinen Goldblättchen auf schwarzem Sammet vorsichtig mit dem Finger betastete, „aber gelt, 's Mäschterle hat Dir der Sepp zeichnet?“ „Was isch ein Mäschterle,“ fuhr Cilli auf, „ich könnt's gerad' so gut selber, wenn ich wolt! Mir hat d' Industrie-Lehrerin g'sagt, schöner wie ich thäten sie nit einmal in Karlsruhe im Kurs stide.“

„So, so, d' Industrie-Lehrerin,“ seufzte die Alte, „die hat viele neue Mode zu uns 'rauf' bracht; wem wär's auch früher eing'falle, sich alleweil zu wasche und so viel d' Fenschter aufz'pferre? Wer hat auch g'lebt, und viele sind recht alt worde, die nie ein Büstle in ihr Stube g'lasse.“

Sie erhob sich und watschelte zum Kachelofen, auf dem ein großer Topf stand.

„Kommt,“ sagte sie, „hol' 's Brod aus der Lade, mir wolle z' Abend esse.“

Sie schenkte den schon mit Milch gemischten Kaffee in zwei irdene Schüsseln, septe sich nieder und ließ sich mit Behagen vier, fünf Schüsseln des schwärzlichen Getränkes schmecken.

Nicht so Cilli; sie stand am Fenster und lugte aus, wurde erst roth und dann blaß, als sie die beiden kommen sah, und fragte sich im stillen: Ob der wüßcht Mayer Fidel an der Thür vorbei geht, oder nit?

Er kam herein, mit einem Gesicht wie ein Dahn, der zu krähen gedenkt, dem Sepp nach sich ziehend, der unwillig folgte.

„Cilli, geh' hol' zwei Schüsseln!“ sagte die Lenge, „Ihr trinke doch ein bißle Kaffee?“

„Bewahr' mich Gott!“ schrie der Bauer, „trinkt die alt' Schnitzbrüh' selber! Unserins hat mit dem Herr Professor Braten gespeist, einen ausgezeichneten Braten, und er hat g'sagt, ein Talent sei er, der Sepp, ein Talent, und er will ihn nach Karlsruhe in die Kunstgewerb-Schul' nehme; ich soll nach St. Blasii zum Landsvater gehe und ihn bitte, daß er dem Sepp ein Stip — Stip —“

„So ho,“ höhnte die Cilli, „der Mayer Fidel weiß niz!“ Er erhob seinen Stock, aber die Cilli flüchtete sich hinter den breiten Tisch, an dem die Lenge noch immer saß und Kaffee trank und topfschüttelnd die Dinge gehen ließ, wie sie gingen. Da schnitt der Mayer Fidel dem Mädchen eine Nase: „Berühmt werde mir aber doch, da heißt keine Maus den Fäde ab, und wenn Dich der Jörn halb umbringt!“

„So weit sind mir noch nit,“ meinte das Mädchen, „denn leicht könnt's sein, daß Ihr die Rechnung ohne den Wirth macht, und, und dann isch 's Lache an mir!“

„D!“ schrie Cilli, nachdem die Hausgenossen die Stube verlassen, „der schlecht' Mensch, der falsch, heimtückisch! Zur Thür 'naus g'hört er g'worre, und Ihr bleibt fixe, Mutter, und saget kein Wort und laßet ihn schimpfe und schelte und mich mit Verachtung behandle!“

„Weisch, Weideli, er isch einmal so; ein dürrer Ast treibt keine Blüthe, das kann man nit verlange; aber unterhaltlich isch er darum doch, und ich kann's oft nit erwarte, bis der Mayer Fidel herkommt, denn er weiß alleweil ebbes Neu's.“

Cilli seufzte, nahm ihr Stridzeug und ging damit hinter's Haus. Hier war ein schmaler, mit Dielen ausgelegter Platz unter dem weit vorstehenden Dach, das noch den friedlich plätschernden Brunnen deckte. Längs der Wand des Hauses war das zum Bearbeiten bestimmte Holz in schönen, gleichmäßigen Scheiten bis zum Dach aufgebaut.

Es dämmerte, der Sepp saß, in Betrachtung verloren, auf seiner Schnitzbank und pfiß vor sich hin. Der junge Mensch war wie ein mit dem Frieden rings umher, mit dieser anspruchslosen, Poesie-durchwobenen Abendlandschaft, deren Schönheit seine künstlerisch veranlagte Seele stets von neuem entzückte.

Als Cilli erwachte, entfuhr ihm ein Seufzer; er wußte, jetzt kamen die Vorwürfe; denn sie, mit ihrem Eifer, das, was sie als recht erkannt, zu verteidigen und durchzusetzen, begriff den Jugendgefährten nicht, für den es nichts Edredlicheres gab, als Händel, und der sich um des Friedens willen lieber alle möglichen Unterlassungssünden zu schulden kommen ließ. Aber Cilli blieb heute stumm; sie saß mit hochrothen Wangen da, stridte, wie besessen, darauf los und erwiderte in dem Burschen das unbehagliche Gefühl, daß ein Sturm im Anzug war. Schüchtern sah er nach ihr hin, räusperte sich und meinte: „Glaubich, 's isch noch sonst wo auf der Welt so schön, wie bei uns?“

Cilli zuckte die Achseln, als sei ihr das ganz einerlei; im nächsten Augenblick jedoch knäulte sie ihren Stridstrumpf wie einen Lumpen zusammen und warf dem Jugendgefährten einen zornglühenden Blick zu: „Und wenn Du dann so ein großer Herr bischt, wie dem Winterhalter sein Bild beim Bürgermeister, kommst dann auch ersch wieder heim, wenn Du alt bischt?“

„Was denkst!“ der Bursche schüttelte heftig das Haupt, „ich will ja nur 's Annale lerne, so wie der Pflüg die Holzware von Nürnberg kriegt; weisch, mit Farbe drauf; bei uns kann's feiner, und das möcht' ich lerne.“

„Und bisch dann ein Berühmter?“ erkundigte sich Cilli.

„s' wird nit so arg sein,“ meinte er.

Sie sprang auf: „Und bisch's, — bisch's, — so, so wart' nur, dann sollsch auch 'was an mir erlebe!“

Was, davon hatte sie freilich selbst keine Ahnung, sie war sich nur des einen bewußt: der Sepp durfte ihr nicht über den Kopf wachsen und sein Vater, der Mayer Fidel, nicht recht behalten.

(Schluß folgt.)





Nachdruck verboten.

### Londoner Briefe.

Von Henriette Jastrow in London.

IV. \*)

Quer durch London.

**N**ies und jedes ist hier anders, als zu Hause im lieben Deutschland. Nicht nur, daß alles hier „links“ ist, daß, entgegen der uns gewohnten Drillregel, links ausgewichen wird, der Herr seine Dame links führt und Straßenschilder uns mahnend anweisen: „Keep to the left“. Nicht nur die uniformen Straßenerben, ein Haus in jeder Straße genau wie das andere, bis auf das Muster des Gartengitters und der Knieen vor der Thür des typischen „Ein-Familien-Hauses“, aus dessen Schornstein zehn oder zwölf Thonröhren in Parade aufsteigen, wie preussische Grenadiere. Uniform ist auch der dienstbare Geist des Hauses, in Kattun gekleidet vormittags, und in schwarzem Kleid mit weißer Schürze und Kragen und Manschetten nachmittags, bei Mrs. Smith wie bei Mrs. Brown, und bei Mrs. Brown wie bei Mrs. Miller; denn es ist ein ehernes Sittengesetz, und nur das Häubchen, das untrennbar zu sein scheint von dem Kopf eines englischen Dienstmädchens, weist in Mrs. Brown's Hause vielleicht längere und breitere Bänder auf, als in Mrs. Miller's. Doch von dem allen hatte ich schon zu Hause etwas gehört. Auch daß die Leute englisch sprechen würden in England, hatte ich mir in meiner Weisheit schon gedacht, — aber alle, ohne Ausnahme, das schien mir übertrieben. Es sah ordentlich eigensinnig aus. Der Pferdebahn-Conducteur z. B., der sollte doch deutsch sprechen! Aber gerade der hatte es böse im Sinn. Vor ihm stand ich, wie das bekannte Thier vorm Berge, als er mir für meine erste Fahrt nach Westminster „tripp's“ aberlangte. Tripps? Ich glaubte doch, alle englischen Münzen zu kennen: guinea, sovereign, crown, shilling, sixpence, penny, ja sogar von einem halfpenny, der heh'ni ausgesprochen wird, und von einem farthing hatte ich schon gehört. Aber „tripp's“, was mag das sein? Ich mußte an jene Posten denken, die von ihrem Advocaten gefragt wurde: „Ja, liebe Frau, haben Sie sich denn Ihre Sache so leicht vorgestellt?“ „O nein“, antwortete sie, „hab' ich mir noch viel schlimmer vorgestellt, aber hab' ich gedacht, ich stell' mir nur so vor.“ Neugierlich gefaßt, reichte ich jedoch einen shilling hin und bekam, nicht mit Trinkgeld erwartendem Högern, wie daheim, — denn ein Trinkgeld ist dem hiesigen Conducteur unbekannt, — 9 pence wieder. Tripps war also 3 pence. Zu Hause, — d. h. im boarding house, — wurde die Lektion vervollständigt. Tripps heißt es eigentlich, nur wenn er es sehr eilig hat, macht der Conducteur tripps daraus. Und toppens ist 2 pence, und halfpenny-Fahrten (5 Pfennig) giebt es hier auch. Und keine Haltestellen, man winkt dem Kutscher freundschaftlich zu, ebenso wie beim Omnibus. Der letztere hält aber doch an einigen größeren Stationen, an denen die Conducteure unermüdlich zum Einsteigen einladen unter Aufzählung all ihrer Strecken. Aber ach, wer kann sie verstehen in dem Gewühle und Gewoge des Londoner Lebens? Und wer kann die Fahrstrecke erkennen unter all den Annoncen, die ein Londoner Omnibus vorführt? Es dauert Monate, bis man sich daran gewöhnt, daß nicht die große, auffallende Schrift, sondern ein bescheidener Streifen in der Mitte, oder wo sich sonst ein Plättchen findet, die Strecke verräth. Aber der rettende Engel ist hier wieder, wie in allen Röhren, der policeman. „Nennen Sie sie nicht Schulpfote, nennen Sie sie Schutzengel“, hatte mir eine Dame in Berlin gesagt, und sie hatte recht. Ja, ich konnte es auch jener Dame nachfühlen, die, wie sie versicherte, dem Schutzmännchen am liebsten um den Hals fallen möchte, wenn er inmitten des drängenden Gewühles seine Arme ausbreitet (das Haltezeichen für die Wagen), als wollte er sagen: „Kommet her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid!“ Die „Mühseligen“, Alte oder Gebrechliche, oder Kinder ohne Begleitung, faßt er an der Hand und geleitet sie sicher durch die Wogen des Verkehrs bis über den Damm. „Beladen“ aber sind hier alle, nämlich mit Ledertaschen. Namentlich für jeden Herrn scheint eine Ledertasche ein unentbehrliches Möbelstück zu sein, und vollends die „Citymen“ lämen sich ohne bag unvollständig vor. Mit dem Einkauf einer Ledertasche beginnt denn auch die Laufbahn jedes jungen Menschen, der etwas Recht's werden soll. Und mit dieser Tasche mischt er sich stichs unter jene schwarzberockte Schaar, die — Cylinderhut, Blume im Knopfloch, kurze Pfeife im Mund, bag in der Hand und die Zeitung vor der Nase, — dem Fremden schon bei der Einfahrt in London des Morgens bei jedem Vororts-Bahnhof auffällt. Die Zeitung, der treue Begleiter in anspruchsvollem Format, wird festgehalten bis zum letzten Augenblick. Zeitungslasend wird auf den Zug gewartet, zeitungslasend wird eingestiegen, im Fahren der Zeitung nicht eine Minute entzogen, ja manch einer, „beschließt er im Bahnhof des Zuges Lauf, noch am Bahnsteig nimmt er die Zeitung auf.“ Die meisten aber lassen den Liebling in die Ledertaschen verschwinden, die sich wie auf Commando aufstehen, kurz, bevor der Zug das Endziel, die City, erreicht.

Die City von London, dieses geheimnißvolle Ungeheuer! Mit ihrem Nebel, dem Schmutz, dem Lärm, den engen Straßen, dem Hasten und Drängen, und der Jagd nach dem Gold, von den einen gehaßt, und verehrt und angestaunt und bewundert von den anderen, mit ihrer unergründlichen Mannigfaltigkeit, den glänzenden Magazinen, den unzähligen Stätten mercantilen und industriellen Fleißes, dem überwältigenden Verkehr und der wahrhaft bewundernswürthen Sicherheit und Ordnung in diesem Wogen und Treiben hier, im Herzen des Welthandels. Die City, für die Tugenden von geheimnißvoller Anziehungskraft, besetzt, wie ein Magnet. „Was willst du werden?“ fragt man den Knaben. „In die City gehen.“ antwortet er. Die City schließt so ziemlich alles in sich. Will er Arzt werden, so tritt er als Lehrling in ein Hospital ein, als kürztiger Jurist geht er als „junior clerk“ zu einem solicitor in der City, die pharmaceutische Carriere beginnt gewöhnlich in der City, die technische, niedere oder höhere Ausbildung wird mit Vorliebe hier gesucht, und last not least, wurbelt der Handel in der City. Aber was dort zu ergreifen, erscheint dem Knaben eine secundäre Frage gegenüber dem geheimnißvollen Ziel seines Strebens, in die City zu gehen. — Gehen wir auch einmal

in die City! Von Liverpool-Station durch die enge und verkehrreiche Straße London Wall, vorbei an dem Wall, das offen vor den Häusern steht, frei für Wind und „Naturforscher“, vorbei an Müllwagen, deren Ueberlast auf unseren Kleibern Zuspucht sucht, aalartig sich durchwindend durch Menschen und Fahrzeuge aller Art, wohl achtend auf die roten Fahnen, die hier und da auftauchen und in die Höhe gezogene Ware ankündigen, vorbei an Schaufenstern, in denen Frauen Schuster und Männer Schneider, und an anderen, in denen kulinarische Genüsse nicht eben ersten Grades prasseln, — Kartoffeln, Würste, Zwiebeln, Fleisch werden im Schaufenster gebraten, — so gelangen wir in den etwas breiteren Verkehrsanal, Moorgate Street. Der lede Junge, der auf Kollschuhen wie der Blitz das Gewoge durchkreuzte, ist uns längst voraus. Aber auch wir kommen schließlich, denn zum Glück haben wir unsere Ellenbogen mitgebracht, zu dem Knotenpunkt des Verkehrs, nach dem Hauptgebäude, der Bank von England, kurz „bank“ genannt, in Wirklichkeit ein Platz, der von der Bank, der Börse, dem Mansionhouse und von acht einmündenden Straßen eingefäumt wird und scheinbar ein Gewirre darstellt, daß der Fremde vermeint, nimmer hindurchzufinden. Hier centralisirt sich der Verkehr der Weltstadt. Lange Reihen von Omnibussen an jeder Straßenecke, Lastwagen, die die Erzeugnisse der Industrie-reichen City von einem Ende zum anderen befördern, eine schier unendliche Menge von Fahrzeugen der verschiedensten Art, Damen im eleganten Landauer, Geschäftsleute in Kutschen oder zweirädrigen Droschken (hansom), Bicycles, Handwagen, Lastkaren, Eisenschwägelchen, dazwischen taucht, wie der Blitz, der „Abpöhljunge“ auf, der sich mit Schippe und Besen in das Gewühl wagt, der „special messenger“, der das Haltezeichen des Schutzmanns nicht abwarten zu können meint, der Zeitungsmann, der geschickt seinen penny vom Deck des Omnibus aufhängt und dafür ebenso geschickt sein „Neustes“ nach oben befördert, eilige Citymen erfassen die Pferde beim Zügel und winden sich durch, — wie die bewegte See erscheint dieses Plutchen menschlichen Betriebes. Werden wir wirklich heil hinüber kommen? Giebt es an unseren Vordermann halten wir uns; die Statistik weist nur einen geringen Procentzahn von Doppelunfällen auf, das tröstet uns. Aber wir bereichern alle die Statistik nicht, oder wenigstens nur negativ. Dank der trefflichen Schulung der Polizei und der Kutscher und dem Hand-in-Hand-Gehen von Polizei und Publicum kommen wir alle sicher hinüber. Auch jene Frau mit ihrem baby im Kinderwagen, die den Anschlag etwas verpaßt hat, kreuzt ruhig das Gewoge, denn ein „stop, please!“ des Schutzmanns bringt für ihr baby alles wieder zum Stehen. Aber dort ein Blinder, ein Blinder ohne Führer in der City von London! Ist es möglich?

Er stößt mit seinem Stock auf das Pflaster, und jeder beieit sich, ihm Platz zu machen und den Weg zu weisen. Wie aber wird er über den Damm, durch das schier unendliche Gewoge kommen? Wir bleiben auf dem Insel-Perron stehen, um es zu beobachten. Aber schon hat uns das nachsichtige Auge eines Schutzmanns erfasst, eine kräftige Hand berührt uns, und wir hören die zu unserer Veruhigung gemeinten Worte: „I'll take you over, madam.“ Vorbei ist's mit unseren Beobachtungen. „Fino day, madam, is n't it?“ Denn auch der Schutzmann fühlt sich, wie jeder Londoner, verpflichtet, über das Wetter zu sprechen, und so gelangen wir unter ebenso sicherem wie freundlichem Geleit nach Cheapside, dem High-lyfe der City. Alle Erzeugnisse der Welt sind hier ausgebreitet. Was Menschen produciren, im Lande und weit darüber hinaus, vom einsamen Dorf im Schwarzwald bis zu den Schätzen Indiens, alles, was flehige Hände und Maschinen von ungeahnter Vollkommenheit geschaffen, Gegenstände des täglichen Lebens und des raffiniertesten Luxus, sie haben sich hier ein Stelldichein gegeben. Glänzende Schaufenster geben uns eine Vorahnung dieser Herrlichkeiten, eines verdodender, als das andere, und eines effecthafter, als das andere. Hier eine Bicycle fahrende Dame im Schaufenster, — fast möchte man die Bewegungen für menschliche halten, — eine Reclame für Fahrrad und Schneider. Und Reclame, die in ein unästhetisches Ungeheuer ausgeartet ist, überall, wohin man blickt. Auf allen Seiten des Omnibus, auf jeder Stufe zum Verdeck, auf den eingegäumten Laternenpfehlen, auf jedem Baugerüst, auf jeder freien Wand. Jedes Theaterstück wird mit bilderreicher, geschmackswidriger Reclame angepriesen, selbst eine Marcella Semblich muß es sich gefallen lassen, von „sandwichmen“, d. h. Männern, Hintern und vorn mit Reclame-Blacaten versehen, durch die Straßen getrogen zu werden. Doch bleiben wir vor uns und hinter uns und neben uns! Welch seltsames Gewoge! Alle Dialecte des Inselreiches, alle Sprachen der Welt schwirren an unser Ohr, alle Moden und Geschmacksrichtungen sind vertreten. Ein altes Bäuerlein neben einer Dame mit Monocle, Jungen in kurzen Eton-Jackets, breiten weißen Kragen und Cylinder-Hut, bluecoats, das sind Knaben des Christhospital, mit ihrer historischen Tracht: gelben Kniestrümpfen, blauen Faltenröcken und ohne Kopfbedeckung; hier ein Junge mit langer Zipfelmütze, Herren in Sport-Anzügen, in sänneweißem Jlanell oder in Streifen von allen Farben des Regenbogens, Matrosen, „Soldaten“ der Heilsarmee, eine Frau in Lumpen neben einer in rauschender Seide, Damen mit Spazierstöcken, ein Dandy nimmt auf offener Straße seine Pudertasche zur Hand, — kaum, daß es einer beachtet, nichts fällt hier auf! Zu beiden Seiten des Damms die tradesmen der City. „Penny each“ ist ihre Losung, alles Mögliche bieten sie uns an. Der eine ist offenbar ein Anhänger des Arbeitstheilungs-Systems, er hat sich mit ganzer Kraft Hemdenknöpfen, und zwar nur leinernen Hemdenknöpfen hingegeben; sein Nachbar weicht schon merklich von dem Princip ab, indem er seinen Schnürsenkeln noch Cylinder-Bürsten zugefleht. Jener Mann, der Babepippen, Rasirmesser und eine Brochüre „die Rede von Monte Carlo“ verkauft, scheint die verschiedensten Register menschlicher Empfindungen berühren zu wollen, während sein Freund auf den Magen als Bundesgenossen rednet und auf seinem Karren alle Herrlichkeiten eines „swoot shop“ darbietet. Wieder ein anderer scheint dem Grundsatz zu huldigen: „wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen“, denn sein Karren enthält alles, was nach seiner Meinung ein Herz sich nur wünschen könnte. In einer Nebenstraße gewahren wir einen Handel mit aufgespießten Fleischstücken „für Hunde“, wie der Mann ausruft. Wirklich nur für Hunde? Wir können uns angesichts seiner Kundschafft dieses Argwohns nicht verschließen. Dazwischen Zeitungsmänner, die die neuesten Ausgaben auf uns losbrüllen (denn

unser Morgenzeitung ist längst veraltet und von „Nachtausgaben“ überholt, deren erste elf Uhr vormittags erscheint), aufdringliche Blumenmädchen, Obstfrauen, costermongors mit ihrem Karren, sandwichmen, wir lassen sie alle hinter uns und münden in St. Paul's Church Yard ein. Wenn auch nur auf einige Minuten, gehen wir in die imposante St. Paul's Cathedral und lassen die Wunder der Baukunst und die weisevolle Stimmung auf uns wirken. Aber beim Austritt tönt es: „The smallest little bible in the whole old world, penny! Penny only!“ rings um die heilige Cathedral und bringt uns wieder auf weltliche Dinge zurück. — Noch belebter ist es inzwischen geworden. Wahre Ströme von Menschen ergießen sich, gewisse Häuser scheinen fast gestürmt zu werden. Es ist ein Uhr, die City von London geht zum lunch. Da setzen sie sich dicht neben einander an eine luncheon bar, wo ihnen ihr chop oder steak am schnellsten servirt wird, oder sie verzeihen es stehend an der bar, die lebendige Illustration dazu, daß der Mensch nicht lebt, um zu essen, sondern ist, um zu leben. Hier ist auch eines von den zwei deutschen Wörtern zu hören, die die Engländer nicht übersehen: Lagerbier (lager beer) und Kindergarten. Mit Lagerbier aber scheint sich das Trinkgeld hier eingeschwemmt zu haben. Daß es nicht „gegeben“ wird, ist zwar wörtlich richtig, der penny wird auf dem Tisch zurückgelassen, und das auch in Localen, wo Trinkgelder ausdrücklich verboten sind. An der luncheon bar mittleren und besseren Genres wird nie ein weibliches Wesen erblickt, aber „up stairs“ nehmen die tausende von Frauen, die ständig oder vorübergehend in der City zu thun haben, ungenirt ihr lunch, ohne ängstliche Vermeidung einer männlichen Nachbarschaft, wie bei uns daheim. Hierüber, sowie über „das weibliche Wesen nach zehn Uhr abends“ unterhalten wir uns noch ein andermal. Heute gehen wir weiter, durch weitere Menschenmassen, Ludgate Hill, Fleet Street, zum Court of justice. Menschen mit Talaren und weißen Perücken begegnen uns, gilt es eine Maskerade? Nein, es sind Gerichtsprocuratoren; das Recht wird hier zu Lande in weißen Perücken gesprochen, kein Richter wäre ohne diese denkbar. „Was? In Deutschland tragen die Richter keine weiße Perücke im Amte? Wie sonderbar!“ sagte neulich eine Dame. So blind macht der Jopi. Oder sollten wir auch einen haben, trotz Nicht-Perücke? . . .

An der Grenze zwischen E. C. (East City) und W. C. (West City) sind wir angelangt, die eigentliche City, E. C., liegt hinter uns. Hier erheben wir einen bus, wie der Engländer Omnibus abkürzt, und nehmen auf dem Deck Platz, denn die Deckplätze sind hier keineswegs dem weiblichen Geschlecht verschlossen, wie noch vor kurzem in Berlin. Wie war es doch mit dem Jopi? Hatten wir einen? . . . Wir also nehmen einen „top drive“. Nach dem eleganten Westen wollen wir wandern, nach dem berühmten Trafalgar Square, dem vornehmen Piccadilly, dem Hyde Park, der den Stempel der Weltstadt auf sich trägt und es fabelhaft erscheinen läßt, daß gegenüber, im Green park, eine Herde Schafe weidet. Und von dort gehen wir auf anderem Wege zurück in die City und nach dem Osten Londons, dem East End mit seinen shuns. Oder zieht der gestrenge Herr Redacteur seine Stirn in Falten und gebietet für heute: „Bis hierher und nicht weiter?“ Dann auf Wiedersehen das nächste Mal!

Nachdruck verboten.

### Von feinsten Spitzengarnen und echten Spizengarten.

Technische und kunstgeschichtliche Schilderungen von Carl Stiehler in Zürich.

**W**ie kam es, daß die echten Brabanter und Alençon-Spizgen (Points d'Alençon) so hohen Verkaufswert erreichen und bekanntheit konnten, selbst in der Zeit, als die kunstfertigste Handarbeit noch ziemlich gering bezahlt wurde? So fragte den Verfasser dieser Zeilen einst eine hochgebildete Dame, die am russischen Kaiserhofe werthvollste und prächtigste Spizgen genügend kennen gelernt, sowie bei ihren Reisen in Frankreich und Belgien die Erzeugung derselben an berühmtesten Stätten beobachtet hatte.

„Beil schon das zur Verwendung gelangende Garn nicht mit gleichem Grade aufgewunden werden konnte“, lautete die Entgegnung. — Spizengarne und feine Spizgen werden selten ihrem wirklichen Werth entsprechend beurtheilt.

Der Weltruf der echten Brüsseler Alençon-Spizge gründete sich nicht bloß auf die wundervolle Ausführung garteliger Spizgenmuster, sondern auch auf die außerordentliche Güte und Feinheit des dabei verwendeten Zwirns. Die besten und theuersten Spizgenzwirne wurden aus Frankreich, namentlich aus der Gegend von Valenciennes bezogen. 1835 setzte Voucher in Tournai die erste Maschinenpinnerei Belgiens in Betrieb, wo man das Garn bedeutend feiner herzustellen gedachte, als das zarteste Handgespinnst. 1841 bestanden schon acht dergartige Unternehmungen in diesem Lande und ihre Einwirkung war auf den Preis des Spizgenmaterials schon recht bemerkbar. Dennoch behaupteten die feinsten Garne einen hohen Preisstand. Die Firma Cooremans stellte 1841 auf der Ausstellung seiner Spizgenzwirne zu Brüssel Spizgenzwirne zur Schau, deren Verkaufspreise per Unze (= 2 Loth oder ca. 32 g) von 6 Franken 34 Centimes bis auf 188 Franken 64 Centimes beziffert wurden. Am gleichen Ort und zu gleicher Zeit sah man jedoch von den Herren Paridant erheblich feinere und theurere Spizgenzwirne-Sorten aufgestellt. Die feinste Paridant'sche Garnart besah auf das geringe Gewicht einer Unze eine Fadenlänge von 62,500 Fuß. Da dieser äußerst feine Zwirn aber aus zwei gleich zarten Fäden doublirt war, betrug seine ursprüngliche Fadenlänge auf das geringe Gewicht einer Unze (= 32 g!) berechnet, eigentlich: 125,000 Fuß.

Ein Pfund dieses feinen Fadens würde also zwei Millionen Fuß oder annähernd 79 geographische Meilen Längenausdehnung aufgewiesen haben. Hier wurde der Verkaufspreis freilich auf 254 Franken für die Unze und somit auf die anfängliche Summe von 4064 Franken für das damalige Pfund (32 Loth) angegeben.

1858 wurde feiner Brabanter Flach-Spizgen-Zwirn per Pfund durchschnittlich für 1900 holländische Gulden (annähernd 2755 Mark deutschen Geldes) verkauft. 1865 fand die Ver-

\*) Vergl. Heft 12.



Rachdruck verboten.

Despernde Rumäninnen.

Zu dem Bilde von Dora Hiy in Berlin. — Siehe Seite 161.

Jenes Behagen, das wir selbst empfinden, wenn wir nach fleißiger Arbeit uns eine Pause der Ruhe gönnen dürfen, strömt uns aus dem Bilde von Dora Hiy entgegen, ein Behagen, das nicht auf dem Vergnügen am Nichtsthum beruht, sondern in erster Linie dem Bewußtsein entspringt, seine Pflicht gethan und die Ruhepause verdient zu haben. Man ist keinen Augenblick im Zweifel darüber, daß diese despernden Rumäninnen fleißige Arbeiterinnen sind, die in kurzem mit derselben Lust wieder zur Sichel greifen werden, mit der sie jetzt an Speise und Trank ergötzen. Dora Hiy, deren künstlerische Eigenart von der kunstfertigen Königin von Rumänien besonders geschätzt wird, hat längere Zeit in Bukarest gelebt. Eine Frucht dieses Aufenthaltes ist auch unser Bild, das neben seinen malerischen Qualitäten zugleich beanspruchen darf, eine Charakter-Studie der Rumäninnen aus dem Volke zu sein. D. P.

Rachdruck verboten.

Der Aufgang zum Salomonischen Tempel.

Zu dem Bilde von G. Bauernfeind in München. — Siehe Seite 164.

Jerusalem, die heilige Stadt, in der alle christlichen Bekenntnisse ihre Gotteshäuser haben, ist auch den Muhammedanern eine geweihte Stätte. Auf der Spitze des Berges Morija, auf der König David den Altar zum Brandopfer errichtete, und Salomo den Tempel erbaute, erhebt sich heute die „Moschee Omar's“, nach dem Grabe des Propheten in Mekka das erste Heiligtum der Muhammedaner. Christen und Juden gilt die Moschee Omar's noch heute als der Tempel Salomonis, und es ist in der That unzweifelhaft, daß der gewaltige Bau noch Bestandtheile des alten Tempels aufweist, trotz all der wechselnden Schicksale, die er erlebt hat. Von Nebukadnezar zerstört, ließen ihn die aus der babylonischen Gefangenschaft zurückkehrenden Juden in neuer Pracht erheben; zum zweiten Mal zerstört, baute ihn Herodes wieder auf. Unter Hadrian wurde er zum Jupiter-Tempel umgewandelt, dann fiel er ganz der Vernachlässigung anheim, bis der Kalif Omar ihn nach der Eroberung Palästina's zur Moschee bestimmte. Die Kreuzfahrer machten eine Kirche daraus und errichteten einen Marmor-Altar auf der Stelle, auf der einst David geopfert hatte, und Sultan Saladin endlich gab ihn wieder dem Dienste Allah's zurück. Eine große Trümmerstätte umgibt heute den Tempel Salomonis, in der dem Nicht-Muhammedaner der Eintritt erschwert ist. Pierre Loti giebt eine glänzende Schilderung des nicht eintheilichen, aber gewaltig wirkenden Baues in seinem Buche „Jerusalem“, das im Verlag von Schuster & Loeffler in Berlin auch in deutscher Uebersetzung erschien; die feierliche Stimmung, in die der aus der Tiefe auftragende Wunderbau den Dichter versetzte, spricht auch aus dem Bilde des Künstlers zu uns. v. S.



Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Für Geld (152). — Wir möchten in Beantwortung Ihrer Frage, ob es Damen wirklich zu verargen sei, wenn sie für Geld Handarbeiten anfertigen, um ihr Taschengeld zu vermehren, besonderen Rachdruck auf das Wort Taschengeld legen. Die öffentliche Meinung hat längst über diese Frage entschieden, dennoch scheint es nicht überflüssig zu sein, abermals auch an dieser Stelle an das Gewissen so mancher Dame zu appelliren. Selbstverständlich kann es keinem Menschen verdacht werden, seine Fähigkeiten nach freiem Ermessen für sich nutzbar zu machen, so lange die Grenze des Anstandes gewahrt bleibt; der Kernpunkt bleibt nur, genau zu bestimmen, wo diese Grenze liegt. Daß das Arbeiten für Geld an sich den Anstand nicht verleiht, bedarf wohl keiner Erörterung; das „heimlich Arbeiten“ beruht ganz und gar auf falscher Scham. Es kommt auf das „Wie“ an. Wenn ich eine Arbeit billiger liefere, als meine Concurrenten, so scheint das zunächst meine Sache zu sein; ihre Klagen, daß ich ihnen die Preise verberbe, brauchen mich nicht gleich zu beunruhigen. Auch was ich mit dem verdienten Geld mache, ob ich es zum notwendigen Unterhalt oder zur Befriedigung meiner Luxus-Bedürfnisse brauche, geht sie im Grunde nichts an. Dann aber kommt die Grenze! Sobald ich überzengt sein muß, daß mein im Mißverhältniß zu dem Lieferungswehthe der Ware stehendes Angebot derart schädigend für meine Concurrenten wirkt, daß sie der Ausfugung durch ihre Arbeitgeber preisgegeben werden, so muß mein Gewissen mir Halt gebieten, und dies um so energischer, je mehr es offenbar wird, daß meine Concurrenten ihr Gewerbe nicht wechseln können, und ihre Existenz absolut davon abhängt, daß der Lohn sich auf einer gewissen Höhe hält; vollends aber, wenn ich nur einen Luxus zu befriedigen wünsche, während sie nichts wollen, als den Hunger von ihrer Schwelle fernhalten. Und thatsächlich haben sich die Verhältnisse, um die es sich bei der Concurrenz der Damen mit armen Lohn-Arbeiterinnen in Anfertigung von Handarbeiten handelt, allmählich auf diese schroffe Weise zugespißt. — Es ist nicht die sogenannte „Kaufmanns-Moral“, die wir Ihnen hier vorschreiben, aber die des anständigen Menschen, und daß der bessere Theil der Geschäftswelt bemerkt ist, erhärtet immer mehr mit lechterer zu indentificiren, von der sie in der That sich nie unterscheiden sollte, beweist unter anderem das Geseß gegen den unlauteren Wettbewerb, das jetzt im deutschen Reiche in Kraft getreten ist. — Die Rußanwendung aus obigen Zeilen werden Sie selbst zu ziehen wissen. W. J.

Alta. — Ihre Lage ist nicht so traurig, wie Sie sie ansehen. Rechnen Sie unbeforgt auf die Verschwiegenheit aller Redactionen, wenn Sie, wie Sie uns schreiben, Ihrem schon lange gehegten heißen Wunsch, sich schriftstellerisch zu bethätigen, nur unter Pseudonym und unter der Voraussetzung, daß Ihr Name gar nicht bekannt wird, nachgeben können. Sollten Sie nicht nur den heißen Wunsch, sondern auch ein großes Talent für diese Art der Bethätigung mitbringen, dann werden Sie eher, als Sie jetzt für möglich halten, nichts mehr dagegen haben, wenn Ihr Name sehr bekannt wird.

lieferten jetzt Entwürfe für neue, eigenartig und kunstvoll sich erweisende Muster.

Dem 1568, wie erwähnt, von Nikolaus Basseus zu Frankfurt a. M. herausgegebenen Modell-Buche für Spitzenklöppelei, ging im Jahre 1567 in Venedig ein neues Werk voran, das den Titel führte: „Porfettioni, la vora, del disegno di vario sorti di rocami e di oncore punti a fogliamo punti tagliati, punti a fili e rimossi etc. etc. Venetia, 1567.“

1597 gab Hans Sibmacher ein „Neues Stid- und Spitzen-Musterbuch“ heraus, das in neuerer Zeit vom k. k. österreichischen Kunstgewerbe-Museum in Wien in facsimilirten Copien neu herausgegeben wurde, dem 1604 ein gleiches Werk nachfolgte, das 270 Jahre darauf, 1874, von Dr. J. Georgens in Berlin, neu aufgelegt wurde.

Sibmacher hatte zwei zeitgenössische Nebenbewerber: Jaques Toillet, ein Meister, der mit allen technischen Schwierigkeiten der Ausführung sich vertraut zeigte, ließ sein Musterbuch im Jahre 1598 erscheinen, das gleichfalls im Jahre 1891 in Berlin wieder veröffentlicht wurde.

Ferner ist noch Wilhelm Hoffmann in diesem Fache rühmend zu erwähnen. Sein „Neues Modellbuch“ vom Jahre 1604 wurde 1891 in Berlin neu herausgegeben; wogegen sein Spitzen-Musterbuch, Ausgabe vom Jahre 1607, vom k. k. österreichischen Kunstgewerbe-Museum in Wien, 1876 der Vergessenheit entrückt und neu aufgelegt wurde.

Daß diese vor Jahrhunderten erkundenen „Neuen Modelle“ und „Neuen Muster“ in unserer anspruchsvollen und kunstgewerblich regsam vorschreitenden Zeit Beachtung und Anerkennung an maßgebenden Lehrstätten fanden, spricht für den Werth und für die Bedeutung ihrer künstlerischen Eigenart. — Wenn auch während des großen dreißigjährigen internationalen Krieges in Mitteleuropa mit dem allgemeinen Sinken des Wohlstandes die Vorliebe für Spitzenaufwand erheblich geschwächt und beschränkt wurde, so gestaltete sich der Spitzenaufwand wieder äußerst großartig im darauffolgenden Zeitalter, namentlich zur Zeit König Louis XIV., 1643—1715.

Die Herrentrachten überboten jetzt womöglich noch die reichste Damenkleidung. Man betrachtete nur die sogenannten „Repräsentations-Bildnisse“ aus damaliger Zeit, und man wird leicht ermaßen können, daß die Spitzen-Fabrication dabei bald wieder zu einem angesehenen und einträglichem Industrie-Zweige sich erheben mußte. Zu dieser Zeit konnten mit erheblicher Verfeinerung und Verbollkommnung des erforderlichen Materials, wie auch der fertigen Erzeugnisse, in Flandern und Brabant Erfolge erzielt werden, die den Weltruf dortiger Fabrication begründen und sichern konnten. Die von Miereveld angefertigten und im Jahre 1630 in meißnerischen Stichen von Delft vervielfältigten Bildnisse des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz und seiner Gemahlin, der englischen Königstochter Elisabeth Stuart, geben u. a. Kunde von dem Spitzenaufwand der damaligen Zeit.

Die Moderationen der folgenden Epochen veranlaßten zwar Rückgänge in den Verkaufspreisen gewöhnlicher Spitzenfabricate. Der Werth echter, alter Spitzen bester Qualität blieb jedoch auffällig hoch gegenüber allen anderen ähnlich gearbeiteten Erzeugnissen.

Im achtzehnten Jahrhundert, im Zeitalter der Popses, verschwanden die Spitzen mehr und mehr vor den aus derberen Stoffen angefertigten Prunkgewändern, werden aber dafür bei der Herrenwäsche dieser Zeit um so mehr als Aufputz verwendet. Mit feinsten Spitzen besetzte Jabots-(Busenstreifen) und Manichetten bilden nun ein Haupterforderniß feistlicher Tracht.

Die große französische Staatsumwälzung am Ende des achtzehnten und die langandauernden entfangungsreichen Kriegsjahren im Beginne des neunzehnten Jahrhunderts brachten eine Vereinfachung der Herrenkleidung und der Herrenwäsche, und von nun an blieben die Spitzen der Damenwelt und den Kindern als aesthetisch berechtigter Schmud überlassen.

Mögen auch Spitzengarn und Spitzen noch so sehr als kunstgewerbliche Leistung gefeiert werden, leider gewahrt man an den Erzeugungsstätten zumeist wenig Erhebendes, und die Bezahlung der Arbeit läßt da gewöhnlich noch manches zu wünschen übrig. Anscheinend recht hoch bezahlt, in Wirklichkeit aber äußerst mühevoll und zeitraubend, bringt die mit einfacher Handarbeit verrichtete Spitzenklöppelei doch nur mäßigen Ertrag.

Das Massenangebot derjenigen, die in abgelegenen Gegenden während der rauhen Jahreszeit im Spitzenklöppeln einen Neben- oder vielmehr Erzhaupterwerb häuslicher Art erblidten, mußte die Arbeitslöhne schon zu einer Zeit recht erheblich herabdrücken, in der die Concurrenz der mit Maschinenbetrieb und mechanischen Erleichterungs- und Vervielfältigungs-Apparaten arbeitenden Groß-Industrie hier noch gar nicht bemerkbar werden konnte.

Im französischen Departement Calvados an der Nordküste der Normandie zählte man z. B. im Jahre 1852 wenigstens 50000 Spitzenklöpplerinnen und Stiderinnen aus Tüll. Diefelben erzeugten per Jahr für acht Millionen Franken Waren, deren Rohstoffe auf höchstens 1600000 Franken Anschaffungspreis beziffert wurden. Es blieben ca. sechs Millionen Franken im günstigen Falle zur Entlohnung der Arbeitenden, wobei auf die Person für den Tag der Betrag von 75 Centimes (= 60 Pfennige) entfiel!

Dierbei kommt auch der Umstand in Betracht, daß die im genannten Landesheile bei dieser Arbeit Beschäftigten nur während sechs bis sieben Monaten derartigen Verdienst fanden, in der übrigen Zeit aber raueste und beschwerlichste Landarbeiten zu verrichten hatten.

Immer wird sich die Spitzenklöppelei als eine Haus-Industrie zeigen, die nur einen äußerst bescheidenen Ertrag gewährt.



wendung von Zwirnen, die das Pfund 1000—10000 Franken kosteten, schon seltener statt.

Der oft gehörte Vergleich „sein wie Spinnweb“ ist trotz der oben angebeuteten Feinheit des Spitzensfadens gerechtfertigt.

Selbst wenn wir außer Betracht lassen, daß ein einziger Spinnensfaden sich eigentlich aus einigen tausend Fäden zusammensetzt, können wir nachweisen, daß in dem Feinheitsverhältniß zwischen feinstem Spitzengarn und Spinnensfäden noch ganz gewaltige Unterschiede bestehen.

Beispielsweise erscheint uns der Faden der großen Kreuzspinne ziemlich stark, und doch ergeben erst neunzig solcher Fäden zusammengedreht ein Gespinnst, das an Stärke dem dünnen Coconsfaden des Seidenwurmes gleicht.

Auch in Hinsicht auf die Zeit der ersten Spitzen-Anfertigung bestehen große Irrthümer. Sagen, die sich im Laufe der Zeit über die Einführung der Spitzen-Fabrication in verschiedenen Gegenden bildeten und im Laufe der Zeit den Charakter glaubwürdiger Ueberlieferungen annahmen, können mit kunstgeschichtlichen Gegenbeweisen widerlegt werden.

Die ersten wirklich feinen Spitzen wurden in Venedig hergestellt. Das im Jahre 1558 erschienene Musterbuch venetianischer Nadelarbeiten, — neu aufgelegt in Berlin 1891, — gab zuerst sichere Kunde vom Beginn der Spitzen-Fabrication. Gleichzeitig begann auch zuerst auf den Gemälden hervorragender venetianischer Meister bei Ausführung der Bildnisse vornehmer und vermögiger Personen die Darstellung der Spitzen an Festgewändern.

Der prunkliebende Karl der Kühne von Burgund, der in seiner Zeit den weitestgehenden Prachtaufwand in Europa entfaltete und kunstgewerbliche Erzeugnisse Flanderns aus dem Bereiche der Weberei, Stickerie und Seidenwirkerei selbst während der Feldzüge in seiner glänzenden Hofhaltung mit sich führte, besaß noch keine Brabanter Spitzen, da solche damals noch nicht angefertigt wurden.

In der reichen Siegesbeute bei Granjon (1476) fanden die Schweizer wohl kostbare Geschmeide, Juwelen und Prunkgewänder aus schwersten Brocat- und Seidenstoffen neben wertvollen Linnenzeugen, aber keinen Gegenstand, der Spitzenschmud irgend welcher Art aufgewiesen hätte.

Mit dem oben erwähnten Musterbuche, sowie mit Gemälden und deren Nachbildungen in Kupferstichen bester Art also verbreitete sich die Vorliebe für Spitzen in vornehmen, aufwandslustigen Gesellschaftskreisen. Im letzten Lebensjahre Königs Heinrich II. von Frankreich, der als Gemahl der Katharina von Medici im Jahre 1559 starb, wurden auch am französischen Königshofe Spitzen eingeführt und dann auch hier auf den Bildnissen hoher Personen mit besonderer Sorgfalt dargestellt.

In den kunstgewerblich vorgeschrittenen Südtheilen der Niederlande waren zwar die technischen Vorbereitungen wegen der dort hochentwickelten Kunststickerie und Kunstweberei äußerst günstig für eine schnelle Einbürgerung und gedeihliche Entwicklung der Spitzen-Fabrication, aber die Kriegswirren jener Zeit erschwerten die Einführung des neuen Industrie-Zweiges dort vorläufig in schlimmster Weise.

In Flandern und Brabant, wo später die Spitzen-Fabrication sich zu den hervorragendsten Erwerbszweigen ausbildete, konnte daher die industrielle Erzeugung der Spitzen nicht so frühzeitig und so umfangreich sich entwickeln, als man allgemein annimmt.

Auf keinem Bildniß der Niederländer des sechzehnten Jahrhunderts erblickt man Spitzen. Auch die prächtigsten Kostümstücke des Abraham Bruin († 1581) zeigen noch keine Spur von Spitzenschmud. Dagegen erblickt man diesen Hiert der Wäsche und der Kleidungsstücke dann auf den Kostümstücken seines Sohnes, der im Beginn des siebzehnten Jahrhunderts die Spitzen schon als flandrische Kunstserzeugnisse gern darstellte. Andere Meister der Kunst behandelten die Wiedergabe feinsten und schwierig darzustellender Spitzen dann mit gleicher Liebe und Sorgfalt.

Daß Herzog Alba durch Verschleudung niederländischer Kunstgewerbetreibender die Einführung der Spitzen-Fabrication in England veranlaßt habe, erweist sich als unrichtig. Es mag weniger eine wirklich ältere Ueberlieferung als vielmehr britische Verrechnung bei dem Berühmtwerden der flandrischen und brabanter Spitzen den Anlaß zu solcher Darlegung geboten haben.

Unrichtig ist auch jene Sage, die der deutschen Erfinderin, Barbara Uttmann, durch eine vertriebene Brabanterin die erste Anleitung im Spitzenklöppeln geben läßt!

Es ist eine geschichtlich feststehende Thatsache, daß Barbara Uttmann mit der Erfindung des Spitzenklöppelns im Jahre 1561 hervortrat, also wenige Jahre nach Veröffentlichung des Musterbuches venetianischer Nadelarbeiten, und mehrere Jahre vor dem Beginne der Schredensherrschaft des Herzogs Alba in den Niederlanden.

Barbara Uttmann, geborene von Elterlein, war eine im 48. Lebensjahre stehende Frau, die einem großen Familienkreise vorstand und ein bedeutendes Hauswesen leitete in Annaberg im sächsischen Erzgebirge, als sie mit der Erfindung des Spitzenklöppelns mit praktischer Anleitung und Unterweisung in diesem Fache einen neuen Industrie-Zweig hervorrief.

Sowohl ihr Vater, Heinrich von Elterlein, als auch ihr Gatte, der reiche, hochangesehene Bergwerksbesitzer Christoph Uttmann in Annaberg, waren technisch erfahrene Männer, in deren Familienkreise industrielle Neuerungen dieser Zeit mit Vorliebe erörtert wurden. Die Elterleins hatten Verwandte in Nürnberg, hier herrschte ein reger Handelsverkehr mit Venedig, der sich vielfach nach Sachsen und Thüringen hinein verzweigte und in mancherlei Hinsicht neue Anregungen in diesen Landesgegenden gab.

Jedenfalls kann man annehmen, daß auch Barbara Uttmann durch das zuerst wirkliche Spitzennmuster aufweisende Buch über venetianische Nadelarbeiten (1558) praktische Anregungen erhielt und dann beim Punktiren der Muster mit Nadeln auch die ersten Ideen für die eigenartige Ausführung des Spitzenklöppelns faßte. Sieben Jahre nach der ersten öffentlichen Einführung des Klöppelns als häusliche Industrie in Annaberg erschien in Frankfurt a. M. (1568) ein Modell-Buch für Spitzenklöppelei, dessen Herausgeber sich Nikolaus Basseus nannte.

Als Barbara Uttmann im Jahre 1575 das Zeitliche segnete, hatte ihre Erfindung schon weite Verbreitung und vielfach erweiterte Verwendung gefunden. Meister der Zeichenkunst



# Illustrirte Frauen-Zeitung

Hest 21, II. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2 1/2 M. Berlin und Wien, 1. November 1896. Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4 1/2 M. XXIII. Jahrg.

## Die heutige Mode in ihrer Uebertreibung.

Nach Modellen und Modenzeiungen.



Das vielverspottete, caricirte und dennoch unansprechbare „Gigerlthum“ der jungen Herren nun auch auf die Frauentracht übertragen zu sehen, das ist die neueste, unerfrenliche Errungenschaft der Moderechtung, die die Anlehnung der weiblichen Promenaden-Toilette an die Männertracht befürwortet! Unsere Zeichnung ist aber nicht etwa der Ausfluß einer ledigen Künstlerphantasie, sondern ähnliche Erscheinungen sind in den Straßen der Großstadt oder auf dem fashionablen Sportplatz leider nicht ungewohntes. Ja, man sieht wohl noch höhere, schornsteinartig aufgebauete Hüte, noch verunstaltendere Frisuren! Dem vornehmen Geschmack sind sie eine eindringliche Mahnung, die Erscheinungen der Mode sorgfältig zu studiren, um ihre Auswüchse zu vermeiden und nie jene feine Grenze zu überschreiten, die Eleganz und Chic von bedenklicher Plünderung trennen.

G. W.

## Aus der Frauenwelt

Berlin. — An der von Fräulein Dr. Elvira Casner geleiteten Gartenbau-Schule in Friedenau-Berlin haben kürzlich sieben Damen ihre Prüfung abgelegt. Diese ergab, wie Professor L. Wittmack mittheilt, durchaus befriedigende Resultate, sowohl auf praktischem wie theoretischem Gebiete. Der Obergärtner Cornelius, dem die praktische

Prüfung oblag, ließ u. a. von den Candidatinnen Obstbäume verschiedener Art beschneiden. Die neuen Kurse nahmen im October ihren Anfang. Die völlige Ausbildung umfaßt zwei Jahre; für Damen vom Lande und für solche, die sich nur aus Liebhaberei mit Gartenarbeit beschäftigen wollen, ist ein einjähriger Curfus eingerichtet.

Bei der Preisvertheilung der am 14. October geschlossenen Internationalen Ausstellung für Amateur-Photographie im neuen Reichstags-Gebäude erhielten von den weiblichen Ausstellern die silberne Medaille: Hildegard Lehner-Verlin, die bronzenne Medaille: Marie Kundi-Berlin und Alera Grahl-Dresden.

In Schulte's „Salon“, der vom kunstliebenden Publicum vielbesuchter Stätte, sind in der diesjährigen Herbstausstellung neben anerkannten Meistern auch die Frauen würdig vertreten. Frau L. von Stevers-Berlin stellt ein fein nuancirtes Stillleben aus Herbstblumen und Früchten in köstlicher Farbenpracht; G. Brauer bietet Chrysanthemem und zwei treffliche Fruchtstücke; A. Kempf ist mit einem hübschen Stillleben (Weintrauben) erschienen. Lulu Beders-Deimold ist die Wiebergabe von leuchtendem Rothem trefflich gelungen, während allzu grelle Farben-Reflexe der Stockrosen störend wirken. Interessant sind drei Aquarelle mit Blumen-Motiven der R. Ludolf, sowie die Landschaften, vor allem das Wald-Interior mit Weiber, von A. Schaar-Schmidt. Vorzügliches leistete Minna Stöck-München in ihrem Thierstück: Wachtelhühnchen und Kagen, während Toni Fuller's-Berlin Herrenbildniß, R. Fritze's-Berlin Studien-Kopf und Rica Coppini's-Florenz „Zucronable“ Zeugniß von feiner Beobachtung und tüchtigem künstlerischen Können ablegen.

Frau Barath Elise Wenzel-Hedmann, eine der drei mit dem Wilhelm-Orden ausgezeichneten Damen, deren Bildniß wir in dem Hest vom 1. Mai d. J. den Lesern mittheilen durften, läßt in Schöneberg, zwischen Grunewald und Barbarossa-Strasse, ein neues geräumiges Heim für die unter dem Protectorat der Kaiserin Friedrich stehende Pestalozzi-Stiftung aufzuführen. Das Heim besteht aus einem mehrstöckigen Hauptgebäude inmitten einer größeren Gartenanlage und einem kleineren Nebenhaus, das die heil'sche Hochschule aufnehmen wird. Hier erhalten, wie bekannt, die heranwachsenden Töchter niederer Stände ihre wirtschaftliche Ausbildung.

Frau Lilly Lehmann-Kalisch hat im Königl. Augustahospital ein Freibett zur Pflege armer Musiker und Sänger männlichen oder weiblichen Geschlechtes gestiftet. Auch Lehrer oder Lehrerinnen der Musik sind eingeschlossen. Meldungen sind an die Stifterin selbst oder an das Präsidium der Genossenschaft deutscher Bühnen-Angehöriger zu richten.

Ein seit kurzem hier erscheinendes Blatt „Die Radlerin“, ein Sportblatt der radfahrenden Damen Deutschlands und Oesterreich-Ungarns, spricht sich energisch gegen die Theilnahme der Damen am Radweitsfahren aus und theilt u. a. auch mit, daß der Niederländische Radfahrerclub verbietet, Damen-Rennen auf seinen Bahnen zu veranstalten.

Am Sonntag, den 8. November, von 11—4 Uhr findet Potsdamerstr. 39, Gartenhaus III, von Seiten des Vereins der Künstlerinnen eine Ausstellung der Concurrrenz-Arbeiten in Oel- und Aquarell-Farben ihrer Mitglieder statt.

innen eine Ausstellung der Concurrrenz-Arbeiten in Oel- und Aquarell-Farben ihrer Mitglieder statt.

Selberg. — Um den Mangel an weiblichem Aufsichtspersonal in Fabriken zu heben, wenden sich die Damen des badischen Frauenvereins durch einen Zeitungsantrag an die Arbeiterinnen in Stadt und Umgebung. Die Vereinsdamen erklären sich bereit zur Entgegennahme jeder Mittheilung, die das Eingreifen einer Vertrauensperson erfordert, indem sie zugleich nach Kräften Rath und Hilfe in Aussicht stellen.

Wien. — Zum fünfzigjährigen Regierungs-Jubiläum Sr. Maj. des Kaisers Franz Joseph I. fordert „der Verein zur Förderung der evangelischen Diakonissen-Sache“ in einem schwingvollen Aufrufe die Gründung eines „Kranken- und Siechen-Hauses“ für die Evangelischen von Oesterreich-Ungarn. Nachdem der Monarch selbst ausgetreten hat, daß er sein in zwei Jahren stattfindendes Jubiläum vornehmlich durch die Ausrichtung von Werken erwerbender Liebe gefeiert sehen möchte, ist es wohl anzunehmen, daß der hier beabsichtigten Schöpfung reiche Gaben zufließen werden. Von den Mitgliedern des Comité, die sämmtlich bereit sind, solche entgegenzunehmen, können bei knappem Raume halber hier nur die folgenden genannt werden: Sr. Exc. kais. v. Geheimrath v. Cramer (VIII, Lupengasse 2), Pfarrer L. Schwarz in Gallneukirchen, Dr. P. v. Zimmermann (I, Dorotheengasse 10), Frau Olga von Hammerle (I, Garnisonstraße 6).

Nach dem Muster Londoner und Berliner Institutionen für sociale Hilfsarbeit beabsichtigt eine Gruppe von Mädchen und Frauen, ein Unternehmen ähnlicher Art in Wien ins Leben zu rufen. Dasselbe soll frei sein von jeder politischen Parteirichtung und die Wohlthätigkeit nicht in der Form von Almosen ausüben, sondern, als Ausfluß des socialen Pflichtgefühls der Theilnehmerinnen, in der freien Form freiwilliger Hilfsarbeit bei Krüppeln, Kinderhorten, Volksskindergärten, Volksschulen, Beaufsichtigung von Pflege- und Waisenkindern, als Vorleserinnen in Spitätern und Blinden-Instituten und dergleichen. Alle diejenigen, die geneigt sind, sich an derartigen Vorfahrungen zu betheiligen, werden gebeten, sich persönlich oder schriftlich bei Herrn Dr. Karl Weiser, I. Bezirk, Weiburggasse Nr. 10, zu melden.

Riga. — An Stelle ihres etwa vor Jahresfrist verstorbenen Gemahls wurde einstimmig die Gräfin Umarow als Präsidentin des archäologischen Congresses gewählt. Die Gräfin ist nicht nur eine der bedeutendsten Archäologinnen unserer Zeit, sondern sie ist auch schriftstellerisch für die Archäologie thätig. Als Russin gebürtig, vor allem nach das Lob, dem Deutschtum unter ihren Landsleuten Geltung und Anerkennung zu verschaffen.

Kopenhagen. — Bekanntlich ist die Prinzessin Victoria von Wales eine so vorzügliche Radlerin, daß sie bereits in England in Begleitung von Miss Ellen Gladstone, der Tochter des einstigen Premiers, die weitesten Touren unternahm, die Damen bisher überhaupt zu überwinden fähig schienen. Während der jüngsten Anwesenheit des russischen Kaisers, der auch hier täglich weite Spazierfahrten auf dem Rade unternahm, begleitete die Prinzessin Victoria fast immer ihren kaiserlichen Vetter.

# Verfälschte Seide

Man verbrenne ein Mästerchen schwarzen Seidenstoff, von dem man kaufen will, und die etwaige Verfälschung tritt sofort zu Tage: Echte, rein gefärbte Seide kränzelt sofort zusammen, verbräunt bald und hinterläßt wenig Asche von ganz hellbräunlicher Farbe. — Verfälschte Seide (die leicht speigelt und brüht) brennt langsam fort (namentlich glimmen die „Schußfäden“ weiter, wenn sehr mit Harzstoff erschwert), und hinterläßt eine dunkelbraune Asche, die sich im Gegensatz zur echten Seide nicht kränzelt, sondern krümmt. Zerdrückt man die Asche der echten Seide, so zerfällt sie, die der verfälschten nicht. — Die Seiden-Fabriken von G. Henneberg (R. u. K. Hofl.), Zürich versenden gern Muster von ihren echten Seidenstoffen an jedermann und liefern einzelne Rollen und ganze Stücke porto- und steuerfrei ins Haus.

1100  
Stille Laubsäge-, Schnitz-, Flach- u. Kerbschnitt-, Holzbrand-Malerei- etc. etc. Vorlagen auf Papier und Holz. Preisocourante m. 1500 Illustr. auch üb. Werks. u. Mat. f. 30 Pf. Briefm.  
Mey & Widmayer, München.

**Friestuch**  
elegante Neuheit für Stiftdamen; vorzüglich zu Chaifonguededen, Tischdecken, Parade-Bettdecken, Portieren u. s. w. empfiehlt in allen Breiten und neuen Farben  
A. L. Neubart,  
Spezialgeschäft für Flanelle und wollene Decken.  
Berlin O. Vertrauensstraße 23.

**Nur für Damen!**  
Wenn Sie Ihre Herbst-Einkäufe besorgen, versäumen Sie nicht, Muster meiner weltbekanntesten, vorzüglichen **Damentuche**, 6 m doppeltbr., von 7,80 an, kommen zu lassen. Muster gratis.  
Aif. Walters Tuchversand, Worms a. Rh. 7.

Specialität: FRANZÖSISCHE GOBELINS.  
TAPISSERIE und KUNSTHANDARBEITEN  
BERLIN F.W. ERNST SCHMIDT FRIEDRICHST. 78.  
STETS NEUHEITEN IN STILVOLLEN DESSINS VORRATHIG.  
STILVOLLE SMYRNAARBEITEN.

**Der Wahrheit die Ehre! Wichtig für Damen!**  
In verschiedenen Blättern wird ein patentirtes Verfahren zur Herstellung der Smyrna-Arbeiten, bestehend aus auf Canevass mit Zwirn genähter Wolle, als neue Methode derartig angepriesen, dass sich unterzeichnete Firma veranlasst sieht, Folgendes zu veröffentlichen:  
**Wie Fachblätter und Damen, die diese Methode kennen gelernt, solche beurtheilen:**  
Verschiedene Blätter brachten eine Mittheilung über eine Smyrna-Näharbeit, die angeblich auf dem Gebiete der Smyrna-Handarbeit eine vollständige Umwälzung herbeiführen sollte. Wir haben uns durch den Angenehm überzeugt, dass die dem neuen Verfahren zugeschriebenen Hauptvorzüge in Wirklichkeit Nachtheile sind und dass die Erfindung mit Smyrna-Handknüpfarbeit, genau genommen, gar nichts zu thun hat. Bei der Smyrna-Näharbeit wird nämlich der Wollfaden nicht mit dem Canevass verknüpft, sondern auf diesen mit Zwirn aufgenäht. Es ist selbstverständlich, dass hierdurch zunächst eine geringere Haltbarkeit entsteht. Zweitens ist das Bild, welches die Smyrna-Näharbeit ergibt, verglichen mit der alten Hand-Knüpfarbeit, ein verworrenes und verschwommenes, besonders aber erlangt die Smyrna-Näharbeit auch nicht annähernd dieselbe Festigkeit, welche die Handknüpferei ergibt. Wir hatten Gelegenheit, das alte und das neue Verfahren auf denselben Weifen nebeneinander zu sehen. Die alte Handarbeit war fest, unbeweglich und klar in der Zeichnung, während sich diese neue Arbeit nach allen Seiten hin ziehen liess und Falten warf, so dass sie für Teppiche wohl überhaupt nicht zu verwenden ist. Wie hier von einem Fortschritt die Rede sein kann, ist uns daher unerfindlich, und es scheint auch bei dieser neuen Erfindung wieder das so oft beklagte System maassgebend gewesen zu sein, dass die Billigkeit auf Kosten der Güte und Dauerhaftigkeit erzielt werden soll.  
Mit dieser Mittheilung hofft sich den Dank vieler Damen zu erwerben:  
**das Versandgeschäft für Material zu Meissner Smyrna-Knüpfarbeiten**  
F. Louis Beilich, Meissen, Smyrna-Teppich-Fabrik.  
Prämirt mit höchsten Preisen auf allen beschickten Ausstellungen.

**Jacob Ravené Söhne**  
Berlin C, 2, Stralauerstr. 28/29  
empfehlen:  
**Zeische Ofen**  
für Dauerbrand in einfacherer und eleganterer Ausstattung mit feinen bemalten Fliesen belegt.  
**Runde Germanen-Dauerbrand-Ofen**  
mit Ventilations-Ghamotte-Cylinder.  
Heizkraft 100 125 150 200 350 Obmtr.  
Schwarz 26. 30. 38. 41. 55 RT.  
Bernsteint 35. 40. 49. 53. 66 RT.  
Gade's Pat.-Kamin-Ofen \* Selios \* Junfer u. Kuh \* Weidinger-Reg.-Hüll-Ofen \* Esendorfer \* Kohlenkästen \* Feinschirme u. dergl. in großer Auswahl.  
Komplette Wirtschaftsinrichtungen \* Back- u. Bräunmaschinen \* Wäschrollen \* Tischschneid- u. Wurstschneidmaschinen \* Special.: Transportabtl. Hochmaschinen.  
Pferdestall- u. Geschirrkammer-Einrichtungen.  
Zusatz. Preislisten u. Anschläge kostenfrei.

**Lederschnitt,** Metallzitrn, Korb-schnitt, Holzbrand etc.  
Gobelin-Vornis-martin u. aller Phantasie-Malereien. Unterricht, Atelier Ausführung und Entwürfe in von Johanna Helfer, Bismarckstr. 21, Berlin, W.

**Kerbschnitzerei**  
Unterricht, Wertzeuge, Holzwaar., Großlgr. b. Fr. Clara Roth, Berlin W, Bülowstr. 81a.

**Schlafe gut!**  
Schlafbede aus weichem, baumwoll.  
**Velour-Lama,**  
140x190 groß, versenden wir für  
**2 Mark**  
in herrlichen neuen Mustern.  
Versandhaus  
**Königsfeld & Co.**  
Chemnitz i. S.



Madrid. — Christine Nilsson, die „Schwedische Nachtigall“, hat bei der Decoration ihres reizenden Wohnzimmers originelle Ideen verwirklicht. Die Sängerin ließ nämlich ihr Schlafgemach mit den Noten aller Lieder und Partien, die sie in ihrer langen Künstler-Laufbahn mit größtem Erfolge gesungen, tapazieren, ihr Wohnzimmer dagegen mit den quittirten Speise-Rechnungen aus Hotels, die sie auf ihren Reisen im In- und Auslande besuchte.



Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Berlin. — Die exklusive Eleganz des auf dem farbigen Bilde, Pl. 1205, der großen Ausgabe dieses Heftes dargestellten Abend- und Wagenmantels wird durch die kleine Skizze noch besonders hervorgehoben.



Abendmantel mit Chinilla-Besatz. Gegenansicht zum farbigen Bilde, Pl. 1205 (große Ausgabe).

Als letzte Neuheit auf dem Gebiete der Mäntel begegnen wir einem halblangen Paletot aus schwarzem Sammet, dem sich Achselträger und Gürtel aus Jet-Pailletten nebst schwarzem Straußfeder-Besatz zur Garnitur gesellen. Es überrascht zunächst, diese bis dahin fast ausschließlich dem Ball- und Gesellschaftskleide zugehörnde Ausstattung auch dem Mantel beigegeben zu sehen, — ebenso befremdet vielleicht der zwar graziose, doch etwas unruhig wirkende Vogenabschluss am Schoß des Paletot; letzterer bleibt indessen in seiner Gesamtwirkung durchaus vornehm, sobald man die capriciose Zusammenstellung als durchaus gelungen bezeichnen darf. Kleine Straußfeder-Spitzen, dicht übereinander gelegt, umranden den Stuart-Kragen, den Schleifen aus schwerem Repsbande im Nacken stützen. Die glatt anschließende Taille gewinnt Umfang durch den weiten, vor der Hand Feder-



Sammet-Paletot mit Kaffelträgern aus Jet

befestigten Reulendärmel; der angeschnittene Schoß erscheint vorn glatt anliegend, im Rücken dagegen, der Weite des Kleiderrodes angemessen, in drei tiefe Talfalten geordnet. Hüftchen aus feinem grünen Seidenfilz mit schwarzem Tüll und Federn garnirt. E. Sch.

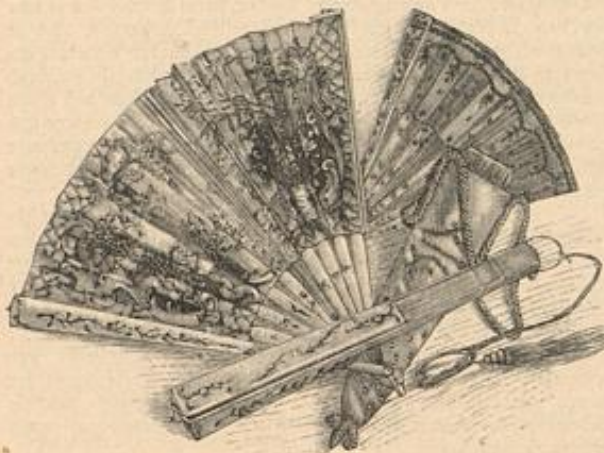


Konzert-Toilette mit Tablier.

Die flotte Skizze gilt einer sehr vornehm wirkenden Konzert-Toilette aus Chiné-Seide. Zu beiden Seiten von großen Strauß-Ändpfeil gehalten, treten die Falten des Glockenrodes über das hoch-

moderne Tablier aus grüner Seide, jedoch dieses wie ein Unterkleid erscheint, ein Einbruch, der noch durch den schmalen, oben in Passenform geschnittenen Einfag der Taille verstärkt wird. Den unteren Rand des Devants, sowie den oberen des glatten Stehkragens markirt wirksam ein Zobelstreifen. An der Taille flagen sich die Brusttheile vorn leicht eingereicht einer Paffe an, während der Rücken bis zum Halsrand blusenartig bekleidet ist. Ein schmaler Gürtel mit Stoffschleifen deckt den Anfaß des zierlichen Serpentine-Schößchens, das erst auf der Hüfte beginnt. Die Innenseite des flotten Medicis-Kragens aus Chiné stattet sehr kleidlich eine weiche Krepp-Rüsche aus. Puffen aus gleichem Stoff und Spitzen-Rosetten bilden den Abschluß des breiten, vorn leicht auseinander tretenden Garnitur-Kragens aus cremefarbener, eingereicher Spitze, dessen Querränder faltige Krepp-Enden mit Spitzen-Rosetten besetzen. Dem mäßig weiten, leicht mit Gaze gestützten Reulendärmel liegt über weißer Atlas-Manchette noch Spitzengefüllt auf. Für das Varet aus schwarzem Sammet mit gleichem hochragenden Federtuff bilden Bandeau und Rosetten aus Atlasband in der der Farbe der Chiné-Musterung des Kleides die rechtsseitige Garnitur. A. R.

In der Theater-Loge, im Konzertsaal, in größerer Gesellschaft, überall gilt der Fächer als menchehrliche Ergänzung einer eleganten Toilette, und wenn die Mode auch kostbare alte Erbstücke in jeder Form und Art gelten läßt, so schreibt sie mit Bezug auf die neueren Industrie-Erzeugnisse um so strengere Gesetze vor. Für die Grundform kommt fast immer Holz, Elfenbein und Schildpatt in Betracht, wie denn Federn, Spitzen und Gaze mit farbenprächtiger Malerei auch in dieser Saison für das Fächerblatt in erster Reihe Ver-



Fächer mit feillichem Holzläschen. Fächer nebst Fächertasche mit Glitterbesatz.

wendung finden werden. Hochmodern jedoch ist augenblicklich für letzteres Verzierung durch Glitterbesatz, der auch dem Geßell in unregelmäßigen Figuren oder graziosen Ranken und Mustern aufliegt.

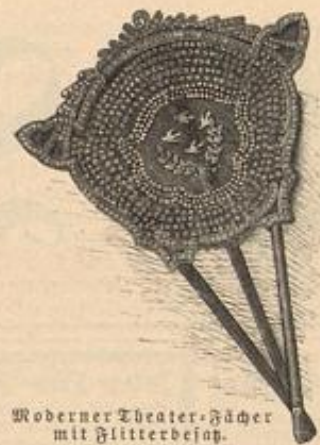
Zum Schutz für den sehr zarten Grundstoff des Fächerblattes, Krepp oder Gaze, bedient man sich neuerdings fast stets der Fächertasche aus Atlas, in Farbe und Ausstattung mit der des Fächers selbst möglichst übereinstimmend. Starke Seidenschur dient zum Aufhängen der Tasche über den Arm.

Ganz neu und eigenartig erscheint ein gemalter Fächer, dessen gleichfalls mit Malerei gezieres helles Holzgestell feillich zu einem vieredigen, der Länge nach dreieckig getheilten Rüsschens sich gestaltet. Geschlossen umschließt es das Fächerblatt von allen Seiten; das unwillkürliche Öffnen verhindert eine Knebelvorrichtung am oberen Ende des Fächerläschens.

Als weitere Neuheit nennen wir einen kleinen Theater-Fächer, dreitheilig zusammenlegbar, kaum 28 cm lang bei 18 cm Spannweite, dessen Glitter-besetztes schwarzes Holzgestell auch das Fächerblatt rings umgibt; der Fond des letzteren, schwarze Gaze, trägt zierliche Ranken und Schwälbchen aus Stahlglittern. E. S.

Das vierblätterige Kleeblatt hat seinen Platz als Brosche, Broloque u. s. w. mit dem etwas exponirteren als Knopf der Hutnadel vertauscht; grüne Email auf Bronzegrund bildet das beliebteste Material für die niedliche Neuheit. E. S.

Paris. — Unter den ersten charakteristischen Neuheiten in den Theater-Logen erschien ein Hüftchen von capriciöser, überaus kleidlicher Form. Den ganz mit Jet-Stiderei bedeckten spitzen Kopf aus



Moderner Theater-Fächer mit Glitterbesatz.



Theater-Hut mit aufgeschlagenem Rand.

sicher nicht nur die Pariserin mit Grazie zu tragen vermag. Dem Vordertheil der jächenartigen Sammet-taille mit Jaltenschöß liegen zwei, unter dem tragenartigen Soutache-Besatz spit in den Halsbund verlaufende breite Falten auf. Sammetpatten größerer Formats, in Verbindung mit Soutache-Stiderei, ergeben die Gpaulettes, kleinere die Abschluß-Garnitur des anschließenden Aermels. Gleichfalls aus Sammet bestehen Kragen und Bajenschleife, sowie die Schleifen auf dem modefarbenen Filzhütchen, das Chrysanthemem und Federbusch garniren. Strauß-Schnallen zieren die Schleifenknoten.

Wer den ganz engen Aermel in seiner Einfachheit, gegenüber dem bisher so reich ausgestatteten, nicht acceptiren will, der findet in dem Schleifen-Arrangement aus Sammet, wie unser Figürchen zeigt, einen zwar bescheidenen, aber, — und dies ist die Hauptsache, — sehr kleidlichen Ersatz für die mangelnde Stoff-Fülle. Die im Rücken geschlossene glatte Taille, Gürtel und Kragen stattet man dazu gern mit Einfäßen oder Besatz in Soutache-Stiderei aus; der Rock bleibt unbesetzt.

Aus der Zeit der Restauration stammt die dunkelseidene Cravate, welche die Pariserin jetzt wieder mit Vorliebe zum Chemiset mit Pattenkragen trägt. Die kurzen spitzen Schleifen-Enden ziert in der Mitte eine Strauß-Schnalle.

Nicht immer reicht ein lustig flackerndes Kaminfeuer aus, um in noch nicht durchwärmten Räumen Behaglichkeit zu erzeugen. In der zierlichen Schulterhülle aus Spiegelsammet mit Spitzen-verziertem Volant begraben wir ein Toiletten-Stück, dessen sich an kalten Tagen auch die eleganteste Frau im Hause bedienen darf, ohne in ihrer Erscheinung an Chic einzubüßen. B. de G.

rothem Sammet umgab eine breite, ringdum tief eingeschnittene Krempe aus leicht ins Rötliche spielendem grauen Filz. Seitwärts mit einem großen Federtuff zurückgenommen und von Simill-Schnalle gehalten, ließ der Hutrand das wellige Haar ziemlich weit frei, während er sich dem Haarknoten dicht anschmiegte. Schwarzes schmales Sammetband begrenzte die Krempe und bildete, in Rosetten geordnet, die rüscheartige Garnitur des aparten Hüftchens.

Man ist gewöhnt, der Straußenkleidung im großen und ganzen einen etwas weniger auffallenden Charakter zu verleihen, als ihn die dargestellte nach Belieben mit einem Cape zu ergänzende Promenaden- oder Visiten-Toilette trägt. Hier galt es jedoch, ein älteres Kleidungsstück zu modernisieren, und da macht man gern einige Zugeständnisse, solange man dem Resultat seiner Erfindungsgebe nicht das Beiwort „dürftig“ zu geben braucht. Rodeo-farbenes Tuch für Rock und Aermel, etwas dunklerer Sammet und das Hauptbesatz-Material dieses Winters: Soutache-Stiderei auf heller Seide, wurden hier zu einem hübschen Kostüm verbunden, das



Promenaden- oder Visiten-Toilette. Taille mit Schleifenärmel. Cravate. Schulterhülle.



Nachdruck auch im einzelnen verboten.

### Glasätzung.

Unter den verschiedenen Kunstarbeiten, die sich in den Dienst des Hauses stellen und von geschickten Frauen zur Verschönerung des Heims, zur Ausschmückung der Gebrauchs-Gegenstände getrieben werden, verdient auch die Glasätzung einen Ehrenplatz. Mannigfach verwendbar und von eigenartig reizvoller Wirkung, ist die interessante Technik mit feinen großen Schwierigkeiten und Unkosten verknüpft. Auch ist die Furcht, welche vielleicht einige Damen hegen, daß die Arbeit einen langwierigen Rep-Proceß erfordere, wobei sich gesundheitsgefährliche Dämpfe entwickeln, völlig unbegründet; bei der neuen Fintha'schen Methode zählt das Repverfahren nur nach Secunden, und die zur Verwendung kommende sogenannte Ätzflüssigkeit, eine weiße Flüssigkeit, ist bei verständigem Gebrauch ganz unschädlich. Etwa vor Jahresfrist hielt Herr Professor Fintha aus Barjalva über seine Technik im Kunstgewerbe-Museum zu Berlin einen Vortrag, der, durch praktische Ausführungen

# Schweizer Seide

ist die Beste!

Verlangen Sie Proben unserer Neuheiten in schwarz, weiss oder farbig von 55 Pfg. bis 15 Mark per Meter.

Spezialität: Neueste Seidenstoffe für Braut- und Gesellschaftsroben.

Direkter Verkauf an Private.

Schweizer & Co., Luzern (Schweiz)

Seidenstoff-Export.

Porto- und zollfreier Versand von

Seidenstoffen nach Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Italien, Frankreich, England, Holland, Belgien, Dänemark, Schweden, Norwegen, Rumänien, Bulgarien, Türkei, Aegypten, Niederländisch, Britisch und Dänisch Indien.



erläutert, allseitiges Interesse erregte und wohl viele Hörer zu eigenen Versuchen veranlaßt haben mag; auf der letzten Weihnachtsmesse der Künstlerinnen fanden einige hübsche Arbeiten in Glasätzung, besonders zwei Spiegel von Fräulein Elise Adernann, ungetheilten Besitzt.

Die erforderlichen Materialien, — je eine Flasche Keypinte und Asphaltlack, sowie eine Radirnadel, — sind von der Firma Hermann Höchstetter in München, Schillerstr. 8, zum Preise von 2,50 Mark zu beziehen. Da man nur sehr wenig von den Flüssigkeiten braucht, reichen sie für eine Anzahl hübscher Arbeiten aus. Die verschiedensten Gegenstände aus hellem oder farbigem Glas, — Trink- und Biergläser, Becher, Schalen, Kästchen, Dosen, Spiegel, Rahmen, — lassen sich in gefälliger Weise mit Monogrammen, Aufschriften, Wappen, Ornamenten, Blumenmustern, kurz Zeichnungen jeder Art versehen, die sich nach dem Kejen matt und stumpf vom glänzenden Grunde abheben. Das Arbeiten auf gebogenen Flächen erfordert jedoch einige Übung und große Sicherheit; deshalb ist es rathsam, einen ersten Versuch auf einer einfachen, geraden Glasplatte vorzunehmen. Nachdem diese oder der betreffende Gegenstand sorgfältig gereinigt ist, bestreicht man die zu ätzende Stelle mit einem Pinsel sehr dünn, aber gleichmäßig deckend mit einigen Tropfen Asphaltlack. Dieser Ueberzug muß an einem luftigen, nicht zu warmen Ort etwa fünfzehn bis zwanzig Minuten trocknen; er darf sich nicht mehr klebrig anfühlen, aber auch nicht so hart werden, daß er beim Graviren abspringt. Sollte man den Zeitpunkt verstimmt haben, und sollte die Lackschicht zu fest und spröde geworden sein, so kann man sie leicht durch Ueberstreichen mit Terpentin weich machen und dann abermals trocknen lassen. Terpentin dient auch zum Verdünnen des Asphaltlacks, falls sich dieser nach langem Stehen in der Flasche sehr verdickt, ebenso zum Reinigen der Pinsel und zum Entfernen etwaiger Flecke.

Der Übung im Zeichnen und eine sichere Hand besitzt, ist vielleicht insofern, das betreffende Muster unmittelbar in den Grund zu graviren. Jeder spitze Gegenstand, eine Radirnadel, eine Ahle, ein Meißel oder ein Messer, kann hierzu verwendet werden. Man wählt das Werkzeug, je nachdem die Linien härter oder feiner ausfallen sollen; immer aber ist darauf zu achten, daß der Lack ganz beseitigt wird und keine Spur zurückbleibt, und daß auch die zartesten Linien klar und durchsichtig erscheinen. In den meisten Fällen wird es wünschenswerth sein, die zu gravirende Zeichnung sorgfältig und genau auf die trockene Lackschicht zu übertragen; dies kann auf verschiedene Weise geschehen, am besten mit einem durchstochenen Muster und weicher, pulverisirter Kreide. Wenn beim Auskratzen anfänglich noch einige Fehler vorkommen sollten, so läßt sich der Schaden leicht bessern; man braucht nur den mißlungenen Theil ganz dünn mit Lack zu überziehen und nach dem Trocknen nochmals zu bearbeiten. Ist schließlich die Zeichnung nach Wunsch ausgefallen, so überstreicht man sie mehrere Male mit angefeuchtem Finger, damit die fortgenommenen Lacktheilchen auch völlig entfernt werden und nirgends mehr die austrirten Stellen zudecken.

Nun folgt der sehr einfache Aetz-Proceß, welcher kaum länger als dreißig Sekunden dauern darf und am besten in der Nähe der Wasserleitung vorzunehmen ist. Nachdem man die Guttapercha-Flasche gut geschüttelt hat, taucht man einen diesem Zweck dienenden Pinsel in die Keypinte und überstreicht hiermit schnell und gleichmäßig die Zeichnung. Keine Linie darf übergangen werden, wovon man sich leicht überzeugt, wenn man das Glas gegen das Licht hält. Sobald die Keypintigkeit eine halbe, höchstens eine ganze Minute auf die Radirung gewirkt hat, wäscht man die Linie unter einem Wasserstrahl völlig ab und trocknet dann das Glas mit einem Tuche gut nach. Die Guttapercha-Flasche muß nach Gebrauch sofort verschlossen und der Pinsel mit Wasser gereinigt werden. Wie bei jedem Reagentien, ist auch bei dieser milchfarbenen Tinte Vorsicht geboten, da die Flüssigkeit auf der Haut Jucken erregt, das aber bald nach Anwendung von Seife und Soda verschwindet. Von dem geätzten Gegenstand wird nun der Lack mit einem Messer leicht fortgenommen, dann beseitigt man die letzten

Spuren durch einen mit Terpentin befeuchteten Lappen. Nach nochmaliger Reinigung erscheint die Zeichnung in ihrer ganzen Schönheit und Feinheit. Bei einem prächtigen, reichen Krabben-Raster kommt jede Linie, jedes Bünstchen, jeder Zierat zu gefälliger Wirkung, und die mattschimmernde, silberfarbene Zeichnung auf glänzendem Grunde bleibt ein dauernder Schmuck des Glases, so lange das zerbrechliche Material selber hält. Die Arbeit ist namentlich auf Spiegelglas von hohem Reiz; eine geschulte Hand vermag ähnliche Wirkungen zu erzielen, wie sie die alten geschliffenen Spiegel zeigen, mit ihrer eigenartig feinen, gemusterten Spiegelumrahmung.

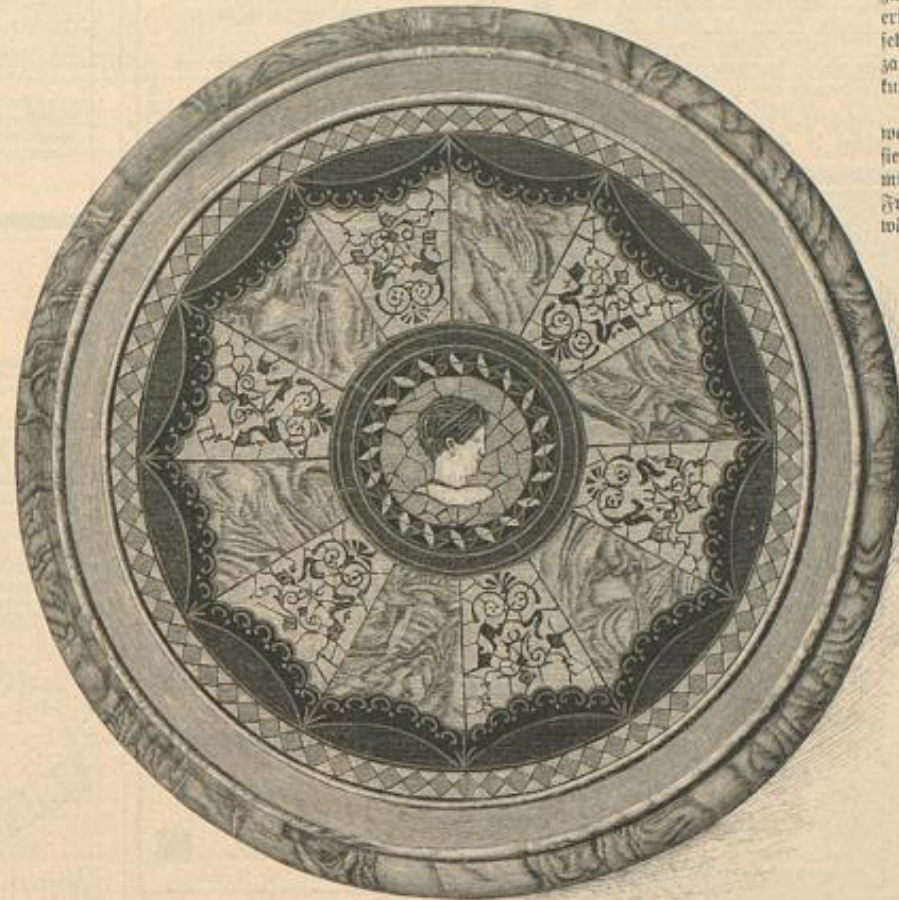
Häufig wünscht man den Eindruck der geätzten Zeichnung auf weißem und besonders auf farbigem Glase noch durch Vergoldung zu erhöhen. Das Verfahren ist sehr einfach. Man braucht nur das etwas erwärmte Glas mit gelbem Wachs zu überstreichen und das Bronze-

wird. Statt des einfachen Wachs ist eine besonders zubereitete Masse als Untergrund erforderlich. Man kocht zwanzig Theile feines Leinöl, giebt zwölf Theile pulverisirtes Colophonium und zwanzig Theile Wachs hinzu und verrührt alles gut mit einander. Hierauf läßt man zur Verdünnung Terpentin bei, seigt die Masse durch und mischt noch zwei Theile Wachs hinzu. Die so präparirte Masse reibt man gut in die geätzte Zeichnung hinein und trägt auf diesen Untergrund das echte Gold auf, wobei man sich einer Nadel oder Ahle bedient. Soll die Vergoldung recht zur Geltung kommen, so muß man eine reich schraffierte Vorlage wählen, damit die Striche dicht an einander stehen.

Eine Keypung auf hellem Glase läßt sich auch durch farbige Tönung wirkungsvoller gestalten. Zu diesem Zwecke finden meist trockene Anilin-Farben Verwendung. Die geätzte Zeichnung wird mit Terpentin angefeuchtet, ebenso ein Korb, mit welchem man die Farben einreibt, und zwar mehrfach, bis die Tönung recht kräftig erscheint. Auf Spiegelglas kann man auch sehr verdünnte Oelfarbe mit dem Pinsel zart auftragen, wodurch eigenartige Wirkungen erzielt werden können.

Durch die mancherlei Variationen, welche die hübsche Technik bietet, gewinnt sie stets neues Interesse; je mehr man sich mit dem Glasätzen beschäftigt, umso mehr Freude und Anregung wird die Arbeit gewähren, und um so schöner und reizvoller werden die Erfolge sein, die man erzielt. O. Altmann.

Die Tischplatte aus Wärmorgans zeigt die eingelegte Mittelfläche von 27 cm Durchmesser aus farbiger Mosaik zusammengesetzt, eine Technik, die unter „Handarbeiten“ in dem Heft vom 1. 4. 95 gelehrt worden ist. Ein Kopf auf blauem Grunde nimmt die Mitte ein, umgeben von einem Fadenrande aus schwarz-weiß-roth-grünen Steinen, den ein gelbbrauner glatter Streifen von dem zwölfstrahligen Sterne trennt. Die einzelnen Felder erscheinen abwechselnd aus grün-weiß geaderter Marmorflächen und aus weißen mit schwarzen Linear-Verzierungen und buntfarbenen Blüten. Wirkungsvollen Abschluß erhalten die Sternfelder durch einen gelbbraunen, gemusterten Bogenrand und glatte grüne Ovale, die ein Randstreifen aus weißen Dreiecken und blauen Quadraten begrenzt. Die Tischplatte selbst, — 35 cm Durchmesser bei 2 1/2 cm Stärke, — ist bräunlich-grün gehalten; sie darf nur einem feinen eisernen Fuß aufgelegt werden. G. J.



Tischplatte mit Mosaik-Einlage.

pulver, — nach beliebigen Gold- oder andersfarbige Bronze, — mit einem Tuche oder einem Wattenballen trocken einzureiben. Freilich ist diese Art der Vergoldung nicht allzu dauerhaft, doch für manche Decorations-Stücke ganz ausreichend; auch läßt sie sich jederzeit ohne viel Mühe und Kosten erneuern. Etwas schwieriger ist die Herstellung einer echten Vergoldung ohne Einbrennen, die trotzdem bleibend vorhält und weder durch heißes Wasser, noch durch Säuren angegriffen

### Braut-Seidenstoffe

weisse, sowie schwarze und farbige jeder Art zu wirklichen Fabrikpreisen unter Garantie für Aechtheit und Solidität von 55 Pf. bis M. 15 p. M. porto- und zollfrei ins Haus. Beste und direkteste Bezugsquelle für Private. Tausende von Anerkennungs-schreiben. Muster franco. Doppelt. Briefporto nach der Schweiz.

**Adolt Grieder & Co., Seidenstoff-Fabrik-Union, Zürich**  
Königl. Spanische Hoflieferanten.

**J. W. Sälzer**  
Hannover  
empfiehlt nachstehende

**Kleiderstoffe**  
als aussergewöhnlich billig.

**7 Meter reinw. Cheviot**  
eleganter Costumestoff, vorrätzig in marine, grün, bordeaux tabac, braun, schwarz  
das Kleid 4.20, 5.25, 5.95, 7 u. 8.75 Mk.

**7 Meter Damentuch**  
gute Qualitäten, vorrätzig in marine, grün, bordeaux, braun, tabac, olive, grau, schwarz  
das Kleid 3.50, 5.25, 5.95 u. 7 Mk.

**7 Meter Loden**  
vorzügliche Kleider-Waare in grauen u. braunen Melangen, das Kleid 5.25 Mk.

**7 Meter reinw. Damentuch**  
elegante solide Qualität, alle Farben  
das Kleid 12.25 Mk.

**7 Meter Woll dick (Halblama)**  
schwere Winterwaare für Haus- u. Schul-Kleider, d. Kleid 2.45, 3.15, 4.20 u. 5.60 Mk.

**5 Meter grau u. schwarz Futtercöper**  
der Coupon 1.20, 1.40, 1.60, 1.80, 2.10 und 2.25 Mk.

**In Saison-Neuheiten**  
bringe ich ca. 600 neue Muster von 60 Pf. bis 6 Mark pr. Meter.  
Proben und Aufträge von 15 Mark an frei.

**Hollwerck's**  
**Chocolade & Cacao**  
anerkannt vorzüglich!

**Damen-Mäntel-Specialhaus**

Grösstes Lager vom einfachsten Mittelgenre bis zum elegantesten Genre.

**HAIN & KRÜGER**

Strassen- und Reise-Costumes.  
Anfertigung nach Maass.

Gegründet 1856

Ansichtssendungen — bereitwilligst.

**Baby-Bazar, M. Wolff**  
Berlin W, Lohpalzerstr. 115.  
Vollständige Baby-Ausstattungen.

Auswahlendungen in Mänteln, Kleidern, Hüten etc. für Kinder bis 3 Jahre.

Neu! Vorgeselbnete Baby-Confection.

Gegenstände für **Brand-, Kerbschnitt- und Gobelins-Malerei.**

**Brennapparate.**  
Wasser. Preisliste gegen 50 Pf. in Briefmst. Bei Bestellung von 6.— RM. an wird der Betrag zurückerstattet.  
**Gustav Störig, Braunschweig.**



In Max Hesse's Verlag in Leipzig, Eilenburgerstraße 4, ist erschienen:

# Katechismus

des

## guten Tones und der feinen Sitte

von Konstanze von Francken.

6. Auflage. Preis eleg. gebunden 2.50 M.

„Es will viel sagen, wenn man anerkennen muß, daß dieser Katechismus des guten Tones der sachliche, geschmackvolle, in Kürze und Klarheit mißverhältnisse ist, der neuerdings erschien.“ (Neues Blatt 1894, Nr. 26.)

„Möchte dieses vortreffliche Buch nicht nur in der Hand eines jeden jungen Mädchens, sondern auch jeden jungen Mannes zu finden sein. Es ist ein vorzügliches Werkchen, würdig, die größte Verbreitung zu finden“, so äußerte sich eine hochgeachtete Persönlichkeit, der das Buch vorgelegen. Der Preis ist außerordentlich billig. Ausstattung vorzüglich.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung, sowie direkt von

**Max Hesse's Verlag in Leipzig.**

## Die ROMANWELT.

Heranageber:  
Otto Neumann-Hofer und  
Felix Heinemann.

Program:

Männertreu von Paul Heyss.	Das Hoffräulein von Ernst von Wolzogen.
Rheinlandstüchter von G. Viebig.	Der Kaiser von Europa (n. d. Engl. d. F. A. Fawkes) von Bertha von Suttner.
Ein Roman (Titel noch nicht bestimmt) von A. Baron v. Roberts.	Mein Marstall von Viktor Blüthgen.
Ein Stimmungsbild von Gabriele Reuter.	Ninon von Ferd. von Saar.
Vom Lopätz von Rich. Bredenbrücker.	Sonnenuntergang am Tegeler See von Heinrich Seidel.

Ausserdem sind wieder Beiträge zugesagt von: Ernst v. Wildenbruch, Herrn. Sudermann, Ludw. Falda, Otto Erich Hartleben, Rudolf Stratz u. a.

Preis pro Quartal (13 Hefte) Mk. 3.75.

Probennummern gratis durch alle Buchhandlungen.

### Einladung zum Abonnement auf die



MÜNCHENER ILLUSTRIRTE WOCHENSCHRIFT FÜR KUNST UND LEBEN.

Herausgeber: GEORG HIRTH.  
Redaktion: FR. v. OSTINI.  
Quartalpreis 3 Mark.  
Die Nummer 30 Pfg.

Jede Nummer mit neuem farbigen Titelbild. Durch alle Buchhandlungen, Postämter und Zeitungsagenturen zu beziehen. Zu finden in allen Hôtels, Restaurants, Cafés, Lesezirkeln und auf allen Bahnhöfen. Derzeitige Verbreitung über 32,000. — Probenummern kostenfrei.

**G. HIRTH'S Kunstverlag in München.**

Soeben ist erschienen:

## Schillers Frauengestalten

von Julius Burggraf.

31 1/2 Bogen in feinsten Ausstattung.

Preis geb. M. 5.—, in Leinen geb. M. 6.—, in Goldbraun M. 7.—.

Ein Seitenstück zu Goethe's Werthes und Shakespeares Frauengestalten! Dieses Buch erhebt den Anspruch, eine populäre Darstellung zu sein, die aber nicht längst Besagtes wiedergibt, sondern nach vielen Richtungen hin neue Auffassungen und Beurtheilungen bringt. Es ist warm und frisch geschrieben, durchleuchtet vom Geiste Schiller'scher Ideale, eine gehaltvolle Arbeit, die einen nicht so leicht an verdrängenden Plätzen in der Schillerliteratur einnehmen wird. Hochinteressante Beiträge für jeden Gebildeten, namentlich auch für unsere Frauenwelt. Soriätlich in allen Buchhandlungen.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

### Vornehmste Familien-Zeitschrift.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.



# Universum

Illustrirte Familien-Zeitschrift.

Leipzig Philipp Reclam jun.

Alle 14 Tage ein Heft à 60 Pfennig.  
Postabonnoment vierteljährlich M. 3.90.

## Nagel Arbeit

J. A. Pecht, Konstanz.

Kataloge gratis und franco.



### Schwarzwälder Kinderstühlechen.

Stuhöhe 35 cm, aus Birschholz, 3 Stenren u. Böden M. 3.—, mit Schwarzwaldbau fertig gebrannt M. 5.—, sehr schöne Ausführung verbindet H. Schick, Kunstmalg. Freiburg i. B.

### Für Kunstfreunde.

Unser neuer, vollständiger, reich illustrirter Katalog für 1897 über Tausende von Photographuren und Photographieen nach hervorragenden Werken classischer und moderner Kunst wird gegen 50 Pfennig in Postmarken franco zugesandt. Photographische Gesellschaft Kunstverlag Berlin, Dönhofsplatz.

### Jede Dame ist im Stande altdeutsche gepunzte Lederarbeiten als schöne Geburtstags- u. Gelegenheitsgeschenke herzustellen.

Werkzeugkasten mit Anleitung und Vorlagen hierzu. Preis M. 6, M. 10, M. 15, M. 40.

Neueste u. solideste Holz- u. Leder Platinbrennapparate für Industrielle u. Diätetanten. Preis M. 14-26.

Leipziger Buchbinderei-Actiengesellschaft vorm. Gustav Fritzsche.

Illustr. Prospekte u. Preisverzeichn. franco u. grat.



## Ferd. Stemler

FRIEDRICHSDORF (TAUNUS)

Hochfeine Spezialität

### FRIEDRICHSDORFER ZWIEBACK

FEINSTES KAFFEE- u. THEEGEBÄCK-ARTZTTLICH EMPFOHLEN

Versand in's In- und Ausland. Proben gegen 30 Pfennige. Niederlagen an Hauptplätzen.

## Speffartmücke

patent-antisch-geschützt.



Zehn-Mark.

Für Winterfason! Reines Gansenhaar (Leporia) keine Wolle! Seidenweich. Für Sport, Jagd, Promenade etc. Für Damen u. Herren naturgrau, oliv, modl., braun; marine; schwarz 6 M. Garn. Damenmücke mit Seidenband, Stiefleder, Spielbahn, Kronreiter 8, 10, 11 M. Kopfweite erwünscht. Durch Wichmann in Blasewitz i/S.

Am Reich S. W. Post-Controllat. 20. Juli 96.

Ihre Kopfbedeckung aus „Gansenhaar“ habe ich 6. W. W. dem Kaiser gezeigt und hat sich höchst lobenswerthe sehr anerkennend darüber ausgesprochen. Graf Philipp in Eulenburg (eigenh.) Kaiserlicher Hofkammer.

Preisverzeichn. 27. Dez. 1896.

Ich danke Ihnen verbindlich für die mir freundlich überlassene „Speffartmücke“, welche ich gern in Gebrauch nehmen werde. (Eigenhändig.) von Gomarath.

Ihre Leporinopfbed. gefällt mir sehr; ich trage ihn zur Jagd. Prinz Max v. Hessenburg.

Ihre Speffartmücke paßt mir sehr gut u. gefällt mir noch besser etc. u. Stephan, Staatsminister, Ober des Reichspräsidenten.

Ihre Leporinbüte sind bequem u. angenehm. von Wislmann, Major à la suite. Courven.

### Jede sparsame Hausfrau

sammle die im Haushalt abgängigen **alten Woll Sachen** und sende dieselben zur Umarbeitung in waschechte, haltbare und geschmackvolle **Reiderstoffe.**

Unterrock- und Kuzugstoffe, Loden etc. an die Mechanische Spinnererei u. Weberei von **Siebrecht & Schoppe, Einbeck.** Mustercollection senden sofort franco.

## Artisella.

Gej. gesch. in allen Ländern. **Beste und glanzreichste Stickschneide.** Erhältlich in allen besseren Tapisseregeschäften; durch Unterzeichnete jedoch nur an Wiederverkäufer.

**Becker & Hotop, Cassel.**



H. Sackhoff & Sohn, Berlin 146 SW., Zimmerstraße 79. Spezialfabrik f. geruchl. transp. Zimmer-Closets schon von 9 Mk. an. Patentirt, prämiert. F. Famil. u. Krankenkassen. Preislisten gratis u. frei. Wiederholte Brief. für S. W. Wilhelm II.

### Sind es Fettflecke? Harz-flecke?—Tintenflecke?—Delfarbenflecke?

— Das ist einzelei, Foraxolin, das wunderbar herrliche Foraxolin entfernt alle diese Flecke m. überalsherrlicher Sicherheit, ohne Stoff oder Farbe anzugreifen. — Foraxolin ist für 35 u. 60 Pf. in allen Galanterie-, Parfümerie-, Drogeriehandlungen u. Apotheken käuflich. En gros-Lager: Joh. Grotlich in Brünn.

Wir empfehlen auch wärmste, als ebenso hübsches wie preiswertes Weihnachtsgeschenk die von J. Weier Durchl. der Kaiserin Elisabeth & Kaiserin Elisabeth, wohlthät. Zwecke gemalten **Spruhkarten mit Bildern der Thüringer Flora.** Zu bestell. d. Verlagsanstalt Frauenwerb, Dresden N., Melanchothstrasse 10. Vermittlungstelle für literarische Arbeiten, Malereien u. kunstgewerbliche Arbeiten.

### Billigste Bezugsquelle für

# Teppiche

in Sopha- und Salongröße à 3,75 5, 6, 8, 10 bis 100 Mark. Preisverzeichn. gratis.

## Sophastoffe

einfarbig und bunt, reizende Neuheiten, billig! Prob. franco. Teppich-Haus **BERLIN S., Emil Lefèvre, Oranienstr. 158.**

### Echt chinesische Mandarinendamen

das Pfund Mk. 2,85, haltbarer und fullkräftiger als inländische Damen, garantirt neu und staubfrei, 3 Pfund zum grossen Oberbett ausreichend. Tausende von Anerkennungs-schreiben. Versandung kostenfrei. Versand gegen Nachnahme von der **ersten Bettfedernfabrik mit elektrischem Betriebe Gustav Lustig, Berlin S., Prinzenstraße 46.**

## Kleider-Sammet

Velvet

### Mäntelplüsch

• aller Art (glatt, Reimter etc.) • in Mohairwolle und Seide

Möbelplüsch, Leinenplüsch, Federn in reichster Auswahl liefert zu Fabrikpreisen direct an Private

**E. Weegmann, Bielefeld, Plüschweberei und Färberei.** Ruffer bereitwill. franco gegen franco.

## Blumen- u. Federnfabrik Christine Jauch

BRESLAU

empfeht Ballblumen, Federn, Fleurs animées, Pflanzen, Blumenfüllungen präparirte Palmen. — Preislisten franco. — Solide Preise bei bester Arbeit. — Stabirt 1836. — 14 erste Ausstellungsmedaillen.

### Für 4 Mk. 50 Pfg.

besuchen wir eine

## Russische Tuchprobe

in braun, grün, dunkelblau, rotbraun, tabak, grau, doppeltbreit, 6 Meter enthaltend.

Verandhaus **Königsfeld & Co. Chemnitz i. S.**

Kataloge gratis und franco.

MK MK MK MK MK

## MAX KRAUSE, BERLIN SW.

M - Papier - Ausstattungen bieten das gediegenste Schreibmaterial. Kein directer Versand an Private. Vorräthig überall in Papier-Geschäften. Man verlange beim Einkauf die **MK-Märke.**

MK MK MK MK MK

## Strümpfe.

Bestes deutsches Fabrikat in nur garantirt soliden Qualitäten. Abgabe zu Fabrikpreisen an Private.

• Spezialität: • **Nahtlose Strümpfe u. Socken.** unübertroffene Neuheit. **Gotthardt Schröder, Zeulenroda.** Bitte Preisliste zu verlangen.

### In 3 Minuten

wird jedes störende Gesichtsa- u. Armhaar etc. unter Garantie be- seitigt durch mein Enthaarungsmittel „Paratrich“, vollständig unschädlich, pr. Dose 2 Mark. Nur in Berlin, Königstrasse 59, bei **Max Schwarzlose, Hoff. S. M. d. Kais.**

**Enthaarung!**



**BURCKHARDT & DIENER**  
Hohenstein in Sachsen

Photographische Apparate 10 Mark an

Illustr. Preisbuch und Probepilder 20 Pf.

### Ergrautes Haar

erhält, ohne jede Vorbereitung, durch einfaches Ueberbürsten mit durchaus un-schädlicher Birken-Brillantine seine ursprüngliche Farbe dauernd und so naturgetreu wieder, daß niemand eine künstliche Färbung erkennen kann; auch dunkelt sie rasches Haar zu schönem braun. Gefie-rigendster Erfolg höherer zu, à Fl. M. 3.60. **Bombelon & Schmidt, Nachf., Hamburg I.**



## Wäsche-Mangeln

zu billigsten Preisen liefert **E. Krieg, Berlin W., Leipzigerstr. 112.** Man verlange Preisliste.

# Thee: Messmer

BERÜHMTE MISCHUNGEN M. 2.80 & M. 3.50 pr. PFD — PROBE-PACKETE 60 & 80 PF. — FRANKFURT A. M.